Ricardo und Marx

als

Werttheoretiker

Inaugural-Dissertation

der

Hohen philosophischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

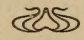
SCHAJA ROSENBERG



UNIONSDRUCKEREI, BERN — 1904



Ricardo und Marx
als
Werttheoretiker



Inaugural-Dissertation

der

Hohen philosophischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

SCHAJA ROSENBERG



UNIONSDRUCKEREI BERN — 1903

Von der philosophischen Fakultät auf Antrag des Herrn Professor Dr. ONCKEN angenommen.

Bern, den 17. Dezember 1902.

Prof. Dr. Ed. Fischer
z. Z. Dekan.

Einleitung.

Auch Gedanken und Theorien haben ihre, öfters lehr- und wechselvolle, Geschichte; auch sie machen in ihrem Lebenslauf verschiedene Entwicklungsprozesse durch.

Eine grosse, kontinuierliche, auf verschiedene Epochen und Länder sich erstreckende Geschichte hat hinter sich auch der Grundgedanke, dass die menschliche Arbeit die Quelle, Grundlage und der Massstab des Warenwertes ist.

Nur allmählich hat er sich entwickelt, fort- und ausgebildet zu einer geschlossenen, logisch und wissenschaftlich begründeten Theorie. Zwei Männer sind es, deren Lehren ihrerzeits epochemachend für die Arbeitswerttheorie waren, und noch bis heute die Grundsäulen derselben sind. Diese Männer sind Ricardo und Marx.

Dass die beiden Wertlehren in engster geistiger Verwandtschaft zu einander stehen und dass die Marxsche Werttheorie ein Gebäude ist, welches auf dem Ricardoschen Fundament und aus Ricardoschen Materialien umgebaut, weiter fort- und ausgeführt ist, dieses Bewusstsein hatte Marx selbst und er liess über diese seine Meinung niemanden im Zweifel. Engels seinerseits gibt es offen zu und schreibt: «Marx, von den Untersuchungen Ricardos ausgehend, sagt: der Warenwert wird bestimmt durch . . . . die Arbeit»; auch spricht er von «einer verschrieenen Ricardo-Marxschen Werttheorie».[1] Derselben Meinung sind auch fast alle Anhänger und Freunde der Arbeitswerttheorie und viele Gegner und Feinde derselben. Prof. Sieber z. B. schreibt: «Die Untersuchungen von Marx sind in der Wirklichkeit nichts anderes, als eine weitere Entwicklung der Grundlagen der Wissenschaft, welche wir den klassischen Öko-

---

[1] Herrn Dührings Umwälzung der Wissenschaft, III. Aufl., 1894, p. 202.

nomisten zu verdanken haben».[1] Prof. Issaew: «Ricardo hat eine Werttheorie aufgestellt, die einen weiteren Ausdruck und volle Entwicklung in den Arbeiten von Karl Marx gefunden hat".[2] Herr Tugan Baranowsky hält es für möglich, folgende weitgehende Behauptung aufzustellen: «Karl Marx hat wenig Wesentliches zu der Theorie Ricardos hinzugefügt und muss als ein treuer Schüler desselben betrachtet werden. Gewiss gilt es nur von den allgemeinen ökonomischen Theorien Marxens».[3] Ähnlich auch der gehässige Marx-Kritiker Herr Slonimsky: «Marx ist nirgends abgewichen von den alten Schablonen, welche die Ökonomisten-Klassiker festgestellt haben. . . . Marx folgt Ricardo nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in einigen Einzelheiten und in der Untersuchungsmethode».[4]

Nun aber sind andererseits die sozialpolitischen Ansichten dieser beiden Männer himmelweit von einander verschieden und — was noch wichtiger ist — diese verschiedenen Ansichten sind in gewisser Hinsicht direkte Folgerungen und Konsequenzen der beiden Werttheorien. Es musste daher Vielen wunderlich und unerklärlich erscheinen, wieso aus einen und denselben Prämissen, aus einem und demselben Gedanken solche auseinandergehende, ja in vielem diametral entgegengesetzte Schlüsse gemacht werden könnten. Unter der Suggestion dieser sozialpolitischen Differenzen der beiden Männer, und des Umstandes, dass die Arbeitswerttheorie in den Händen Marxens zum «eigentlichen Fundament des Sozialismus»,[5] zum «Eckstein seines sozialistischen Systems»[6] geworden ist, machte sich in gewissen Kreisen der nationalökonomischen Wissenschaft in Deutschland das Streben bemerkbar, die Contuinität und Verwandtschaft zwischen der Ricardoschen und der Marxschen Werttheorie möglichst zu verkleinern

---

[1] Ricardo und Marx in ihren gesellschaftlich-ökonomischen Untersuchungen (russisch), 3. Aufl., 1898, p. 239.

[2] Grundzüge der politischen Ökonomie (russisch), 3. Aufl., 1896, p. 378.

[3] Umrisse der Geschichte der politischen Ökonomie (russisch), Mir Bosiy, April 1901, p. 82.

[4] Die ökonomische Theorie von Marx (russisch), Westnik Jewropi, April-Mai 1896, p. 296, 302.

[5] Schäffle, Quintessenz des Sozialismus, p. 44.

[6] Ad. Wagner, Grundlegung, II. Aufl., p. 45.

und zu vertuschen, die wesentlichen Übereinstimmungspunkte zu vernachlässigen und die, öfters unwichtigen, Differenzpunkte ins Ungeheure aufzubauschen. So kam man endlich zum entgegengesetzten Extreme. Böhm-Bawerk zum Beispiel stimmt vollkommen mit Verrijn-Stuart überein, wenn jener in seinem Werke «Ricardo und Marx» behauptet, «dass Marx Ricardos Lehre nicht fortgesetzt, sondern sich ihr entgegengesetzt hat».[1] Ähnlich Prof. Diehl: «Die Abweichungen (der Marxschen Werttheorie von der Ricardoschen) sind so fundamentale, dass nur in Einzelheiten Übereinstimmung besteht».[2]

Angesichts solcher schroff auseinandergehenden Meinungen erhält die an und für sich höchst interessante und lehrreiche Frage über das Verhältnis dieser zwei wichtigsten, epochemachenden Werttheorien zu einander eine besondere, akute Bedeutung. Und doch ist bis jetzt von keiner der beiden Seiten die Sache einer spezielleren, genaueren Untersuchung unterzogen worden.[3] Die Urteile zeichnen sich hier, wie wir oben gesehen haben, mehr durch ihre Entschiedenheit und ihren apodiktischen Ton, als durch Sachlichkeit, Tiefe und Begründung aus. So geschah es, dass man sich auf beiden Seiten veranlasst sah, den Gegnern irgend welche besondere *Motive* unterzuschieben. Böhm-Bawerk z. B. meint, dass «die sozialistischen Schriftsteller das Arbeitsprinzip als die wahre Meinung Ricardos . . . hingestellt haben, um sich dessen Autorität zu bedienen».[4] Nicht minder schroff ist dagegen Prof. Issaew: «Die Furcht, dass durch die Annahme der Arbeitswerttheorie das Recht des Privateigentums erschüttert werden könnte, gibt vielen Ökonomisten besondern Mut zu ihrer Polemik gegen die Ricardo-Marxsche Lehre. . . . Diese Furcht hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem

---

[1] Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, III. F., B. I, p. 380.

[2] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, II. Aufl., B. VI, p. 430.

[3] Es existieren wohl zwei Schriften, in welchen diese Frage speziell behandelt wurde; das sind: Prof. Sieber, Ricardo und Marx (russisch) und Verrijn-Stuart, Ricardo en Marx, Haag 1890, aber beide sind geschrieben *vor* dem Erscheinen des 3. Bandes «Das Kapital», also bevor die Verfasser die Marxsche Werttheorie vollständig gekannt haben. Deshalb haben ihre Ausführungen in dieser Frage bedeutend an Wert eingebüsst.

[4] Kapital und Kapitalzins, Band I, 1884, p. 111.

panischen Schrecken ausgebildet.»[1] Prof. Platter verallgemeinert noch diese letztere Meinung und schreibt: «Die Existenz einer sozialdemokratischen Partei hat auf die deutschen Nationalökonomen einen so mächtigen, drückenden und berückenden Einfluss ausgeübt, dass viele derselben früher allgemein angenommene, unzweifelhaft richtige Lehrsätze der liberalen Wirtschaftswissenschaft auf einmal nicht mehr gelten liessen und irgend einen beliebigen Quark auf die Stelle setzten, bloss weil die Sozialisten aus jenen Lehrsätzen irgendwelche unbequeme Folgerungen zogen».[2]

Die Ursache, warum diese Lücke bis jetzt unausgefüllt geblieben ist, ist zweierlei Art. Erstens sind es nur wenige Jahre, dass die Marxsche Werttheorie in vollendeter, abgeschlossener Gestalt vor uns liegt und da in der deutschen Wissenschaft noch vor dem Erscheinen des 3. Bandes — also bevor man noch «die wichtigsten ökonomischen Lehren von Marx» gekannt hat —, «die Marxsche Werttheorie — nach der Meinung ihrer Gegner — in der Gelehrtenwelt wohl endgültig als unzulänglich erwiesen»[3] erachtet wurde, so hatte man im grossen und ganzen wenig Lust, das Problem von neuem aufzunehmen, und gemäss der neuen Sachlage das gefällte Urteil zu revidieren. Man hielt es vielmehr für bequemer und geeigneter, Marx im Widerspruch mit Marx zu erklären und das alte Urteil nachträglich zu bestätigen. Zweitens aber gilt es dort überhaupt nicht mehr als zeitgemäss, sich mit der Arbeitswerttheorie zu befassen, denn sie ist ja eine längst verlassene «Irrlehre»!

Kann man denn eine sachgemässe, umständliche, ruhige, vorurteilslose Erörterung der noch schwebenden, bis jetzt ungelösten Fragen und Probleme der Ricardo-Marxschen Werttheorie dort erwarten, wo seitens der führenden Schulen Urteile folgender Art geäussert werden: «Seine (Ricardos) wichtigste Lehre, die Werttheorie — schreibt Prof. Diehl in der wertvollen Encyclopädie unserer Wissenschaft —, die zu den verhängnis-

---

[1] Grundsätze der politischen Ökonomie, p. 384.

[2] Kritische Beiträge zur Erkenntnis unserer sozialen Zustände und Theorien, 1894, p. 177.

[3] Böhm-Bawerk, Handwörterbuch der Staatswissenschaft, I. Aufl., B. VI, p. 688.

vollsten Irrtümern in unserer Wissenschaft geführt hat, wird nur noch sehr vereinzelt vertreten».[1] Noch vor einem Dezennium behauptete Prof. Böhm-Bawerk: «Die eigentliche Arbeitstheorie ist heute ja auch sonst ausserhalb der sozialistischen Kreise kaum mehr aufrechterhalten».[2] Und Prof. Gustav Cohn ging in seiner Verdammung der Arbeitstheorie noch weiter und schrieb: «Die Ansicht von der Wertbildung durch das aufgewandte Quantum Muskelarbeit darf, freilich, bei ihrer Oberflächlichkeit der Gesamtheit der wissenschaftlichen Sozialisten nicht zugeschoben werden».[3]

Wenn wir nun an die Aufgabe herantreten, das Verhältnis der Marxschen Werttheorie zur Ricardoschen genauer zu untersuchen und die Übereinstimmungs-, sowie Differenzpunkte möglichst präzis und klar herauszuschälen, so ist unser leitender Gesichtspunkt dabei, die theoretischen Fragen, womöglich, unter scharfer Trennung von den praktischen Konsequenzen zu behandeln, die oben geschilderte Verquickung der rein theoretischen Probleme mit parteipolitischen Rücksichten möglichst zu vermeiden und anstatt die Sache und die verschiedenen Ansichten durch praktische Motive und Rücksichten zu erklären, lieber mit Gründen und Beweisen zu operieren.

Scheint somit die Aufgabe für den ersten Augenblick einfach und klar, so ist doch ihre Ausführung in der Wirklichkeit mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Sie fordert eine Menge von Vorarbeiten und, was viel schlimmer ist, man muss von Anfang an sich in eine grosse Polemik und Auseinandersetzung mit verschiedenen Richtungen und Meinungen hineinstürzen. Um eine Parallele zwischen zwei verschiedenen Grössen durchführen zu können, muss doch die Voraussetzung gelten, dass diese Grössen von einer und derselben Art und Weise, von gleichartiger Natur sind. Nur dann kann man ihr gegenseitiges Verhältnis untersuchen und erkennen.

Bei der Untersuchung der Ricardo-Marxschen Werttheorien aber muss man noch vorher viel Mühe aufwenden, um nachzu-

---

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, II. Aufl., B. VI, p. 428.

[2] Wert, Kosten und Grenznutzen. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, III. F., B. III, p. 331.

[3] System der Nationalökonomie, B. I, Grundlegung, 1885, p. 203.

weisen, dass sie beide einer Natur, eines Wesens sind, nämlich, dass sie beide Arbeitswerttheorien sind.

Dabei stellt die Marxsche Werttheorie selber ein Problem, nämlich: ob dieselbe eine einzige, einheitliche Werttheorie sei, oder eine doppelte: eine Arbeitstheorie im 1. Bande des Kapitals und eine Produktionskostentheorie im 3. Bande. Und wenn unsere Aufgabe schon die Forderung der systematischen Darstellung beider Theorien als selbstverständlich voraussetzt, so muss der Marxschen Werttheorie eine ausführlichere Auseinandersetzung über diese Streitfrage vorangehen, denn mehr als um allgemeine Behauptungen hat es sich auch in dieser Frage bis jetzt nicht gehandelt.

Viel komplizierter ist die Sachlage bei der Ricardoschen Werttheorie. Es gibt fast keinen einzigen Punkt von irgend welcher Bedeutung in derselben, über den es nicht *verschiedene* Interpretationen gäbe. Im ganzen wird sie bald als Arbeitstheorie, bald als Produktionskostentheorie, bald als weder das eine noch das andere betrachtet. Dabei werden, wie wir später nachweisen, besonders seitens der Gegner Ricardos, ganz gewaltsame, das Verständnis der Ricardoschen Lehren erschwerende, die Einheitlichkeit derselben zerstörende Mittel angewendet. Einzelne Stellen werden besonders hervorgehoben als die «wahre Meinung» Ricardos; der Zusammenhang der verschiedenen Lehren wird geleugnet; Widersprüche werden aufgehäuft. Es geschieht auch jetzt noch, mehr vielleicht als je, das, worüber Baumstark sich einst bitter beklagt hat: «Die meisten Missdeutungen und Missverständnisse Ricardoscher Ansichten scheinen uns daher zu rühren, dass man seine natürliche Lehre vom Werte in jedem andern, nur nicht in seinem Geiste auffasste. Die Widerlegung Ricardos wird auf diesem Wege sehr leicht, indem man nicht seine, sondern die ihm untergeschobene Ansicht, deren Unrichtigkeit man schon kannte, ehe man sie ihm unterschob, angriff.»[1] Um aber gegen die verschiedenen falschen Auslegungen, haltlosen Einwände und ungerechten Vorwürfe aufzutreten und ihre Unrichtigkeit nachweisen zu können, muss man eine feste

[1] Volkswirtschaftliche Erläuterungen vorzüglich über Ricardos System, 1838, p. 288.

Basis haben, und diese kann nur gewonnen werden durch vorherige systematische Darstellung der Ricardoschen Werttheorie in ihrem Zusammenhang mit den übrigen Lehren seines Systems und durch möglichst reichhaltige Heranziehung der eigenen Sätze des Meisters. Deshalb wird der I. Abschnitt unserer Arbeit mit der Darstellung selbst beginnen.

Aber damit ist unsere Aufgabe nicht vollendet, denn um die aus dem Schosse der Ricardoschen Werttheorie entsprungene Marxsche Theorie in ihrem Verhältnisse zur Ricardoschen genau würdigen zu können, muss man die Letztere auch einer allgemeinen kritischen Beurteilung unterziehen. Es ist nachzuweisen, was Ricardo für die Arbeitswerttheorie geleistet hat, welche Probleme er gar nicht oder nur unbefriedigend gelöst hat, und wo also eine weitere Entwicklung der Arbeitswerttheorie anzuknüpfen hatte. Unser I. Abschnitt schliesst daher mit einer solchen Kritik.

Dagegen bildet die Beurteilung der Marxschen Werttheorie im Zusammenhang mit den neuesten Versuchen ihrer weiteren Fortbildung und der Kritik des Arbeitsprinzips überhaupt eine komplizierte, selbständige Aufgabe.

Und nun zu unserer Aufgabe.



I. Abschnitt.

Die Ricardosche Werttheorie.

I. Die Arbeit als Grundlage und Massstab des Tauschwertes.

«Die Darlegung der Gesetze, welche die Verteilung (der Erzeugnisse der Erde zwischen den drei *Klassen* von Mitgliedern des Gemeinwesens) anordnen, ist die Hauptaufgabe der Volkswirtschaftslehre.» [1]

Diese einführenden Worte Ricardos sind von grösster Wichtigkeit für das Verständnis und die Beurteilung seines Systems. Nur die *Gesetze* will er untersuchen, nur «über den natürlichen Lauf» (natural course) der ökonomischen Haupterscheinungen des Gemeinwesens belehren. Mehr, in diesen Worten ist zugleich angezeigt, wo die Gesetzmässigkeit der Erscheinungen zu suchen und zu finden ist: nicht in der Psyche, nicht beim einzelnen Individuum und seiner Wirtschaft, sondern im *Gemeinwesen*, in den *drei Klassen desselben*. Nur die typischen, regulären, allgemeinen, *gesellschaftlichen* Erscheinungen sollen berücksichtigt und untersucht werden, weil nur bei ihnen von einer allgemeinen gesellschaftlichen Gesetzmässigkeit die Rede sein kann. Alles Singuläre, Individuelle und Zufällige, jede Ausnahme und Abweichung von den gesellschaftlichen, typischen Erscheinungen wird aus dem Untersuchungsfelde entfernt und bleibt unberücksichtigt. Baumstark charakterisiert diese Methode Ricardos folgendermassen: sie setzt das Lokale, Temporäre, Subjektive immer, soviel möglich, in Entfernung und steuert auf die allgemeinsten Grundsätze los. [2]

---

[1] The Works of David Ricardo, ed. Mac-Culloch, London 1852, p. 5.

[2] Erläuterungen, p. 288.

Gemäss dieser Aufgabe ist es verständlich und folgerichtig, wenn Ricardo die « Seltenheitsgüter » nur andeutet, um sie nachher ganz zu vernachlässigen, denn « sie machen nur einen sehr geringen Teil aus », und dazu « wechselt ihr Tauschwert . . . bloss mit dem Wechsel im Wohlstande und den Neigungen derjenigen, welche sie zu besitzen wünschen ».[1] Dadurch verliert ihr Tauschwert die feste, reale, gesellschaftliche Grundlage und wird zu einem Spiel zufälliger, willkürlicher, individueller Schätzungen.

Wenn Ricardo später seitens seiner Gegner der Vorwurf gemacht worden ist, dass er « keine Werttheorie im Ganzen gibt »,[2] dass « eine ganze Kategorie von Gütern von Ricardo selbst ausgeschlossen worden ist »,[3] so erklärt es sich nur dadurch, dass die Kritiker, welche auf einem entgegengesetzten, subjektivistisch-individuellen Standpunkte stehen, die Methode Ricardos ganz unberücksichtigt lassen. Ricardo *will* gar nicht *alle* Wertarten in seine Theorie aufnehmen. Er denkt auch gar nicht daran, bei den « beliebig vermehrbaren Gütern » den Wert « psychisch zu fundieren ». Der Vorwurf Zuckerkandls, dass « Ricardo bei den beliebig vermehrbaren Gütern auf die Bestimmungsgründe der Preise verzichtet »,[4] diese für einen Anhänger der subjektivistischen Richtung unverzeihliche Erbsünde, kann nur aus Missverständnis gegen Ricardo, einen Vertreter des « extremen Objektivismus », erhoben werden.

Übrigens hat Prof. Dietzel seiner Zeit auf ganz einfache Art diesen Einwand erledigt. Er schrieb: « die psychische Fundierung fehlt deshalb bei den Klassikern, weil man damals die löbliche Angewöhnung hatte, Selbstverständliches und auf flacher Hand Liegendes nicht hinzuzusetzen. »[5]

Die andere Kategorie von Gütern, « bei weitem den grössten Teil der Güter, welche Gegenstand unserer Wünsche sind, ver-

---

[1] Ricardo a. a. O., p. 10.

[2] Knies Credit, II, 1879, p. 61.

[3] Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins, I, p. 441.

[4] Zur Theorie des Preises, 1889, p. 160.

[5] Zur klassischen Wert- und Preislehre. Jahrbücher für Nat. u. Stat., III. F., B. I, p. 70.

schafft man sich durch Arbeit». [1] Charakteristisch für diese Kategorie von Gütern ist, dass sie «durch die Anwendung menschlicher Gewerbe und Betriebsamkeit vermehrt werden können und dass auf deren Hervorbringung die Mitbewerbung ohne Einschränkung wirkt.» [2] Nur solche Güter meint Ricardo immer, wenn er «von Gütern, von derem Tauschwerte und den Gesetzen, welche ihren gegenseitigen Preis bestimmen», [3] spricht.

Von dem Gebrauchswerte der Güter spricht er nicht, weil für ihn ja «die Hauptaufgabe in der Darlegung der Gesetze, welche die *Verteilung* unter den drei Klassen anordnen», [4] besteht. Die wichtige Rolle des Gebrauchswertes, die Nützlichkeit derselben, beginnt aber in der Konsumtion, also *nach* der gesellschaftlichen Verteilung, gehört also nicht in den Bereich derselben, also auch nicht in den Bereich seiner Untersuchung. «Die Nützlichkeit (Gebrauchswert) ist nicht der Massstab des Wertes», obgleich sie für ihn unbedingt wesentlich ist (absolutely essential). [5]

Worin bestehen denn die Grundlage und der Massstab des Tauschwertes?

Die Quelle des Tauschwertes oder Wertes schlechthin der ohne Einschränkung vermehrbaren Güter ist «die Menge der Arbeit, die erfordert wird, um sie zu erlangen»; [6] «die in den Gütern verwirklichte Arbeitsmenge bestimmt den Tauschwert dieser Güter». [7] «Die Dinge erhalten mehr oder weniger Tauschwert, je nachdem mehr oder weniger Arbeit auf ihre Hervorbringung verwendet wurde». [8] Daher «muss jede Vermehrung jener Arbeitsmenge den Tauschwert des Gutes ... erhöhen, ebenso wie jede Verminderung derselben ... auch erniedrigen muss». [9] Es kann daher für den Tauschwert keinen andern Massstab geben als die verwendete Arbeitsmenge, und zwar ist

[1] Ricardo a. a. O., p. 10.
[2] ibid. » p. 10.
[3] ibid. » p. 10.
[4] ibid. » p. 5.
[5] ibid. » p. 9.
[6] ibid. » p. 9.
[7] ibid. » p. 11.
[8] ibid. » p. 11.
[9] ibid. » p. 11.

es nach Ricardo im Gegensatz zu Smith «nicht die Arbeitsmenge, über welche derselbe auf dem Markte verfügen kann», weil «diese Arbeitsmengen sich nicht gleich sind».[1] Dabei kommt nicht die individuelle Arbeit vollständig in die Rechnung, auch nicht «die geringere Arbeitsmenge, die unter den günstigsten Verhältnissen erforderlich ist, sondern die grösseren Mengen von Arbeit . . . die unter den ungünstigsten Verhältnissen erforderlich sind, soweit der notwendige Bedarf an Erzeugnissen es gebietet, die Hervorbringungsarbeit fortzusetzen».[2]

Wie leichtsinnig und komisch klingen dem gegenüber folgende Einwände Macleods: Wenn die Arbeit der Massstab des Wertes wäre, so hätte der Schutt, der aus einem Brunnen geholt worden ist, mehr Wert gehabt als ein Diamant, und ferner: wenn Kosten den Wert bestimmt hätten, so wäre Butter, welche zweimal von einem Platze auf den andern hin- und zurücktransportiert wurde, um so viel mal teurer gewesen als diejenige, welche nur einmal transportiert wurde.

Gegenüber solchen Einwänden kann nicht mehr wundernehmen, wenn Prof. Sieber Macleod folgende Charakteristik widmet: «er hat der Wissenschaft grossen Nutzen dadurch gebracht, dass er ihre Hauptsätze auf die Kehrseite umgewendet hat und andere Sätze mit unverzeihlichem Leichtsinn erklärt.»[3]

---

[1] Ricardo a. a. O., p. 11.

[2] ibid. » p. 37.

[3] Ricardo und Marx, p. 101. Erstaunlich ist die Lebensfähigkeit von Leichtsinn und Irrtümern. Nach einer Reihe von Jahrzehnten, in einer Schrift, welche 1902 erschienen ist (Dr. W. Liebknecht, Zur Geschichte der Wertteorie in England), findet der Verfasser für möglich, diese Macleodschen «Einwände», unter Berufung auf ihren «Urheber», nicht nur wieder aufzunehmen, sondern es sogar als einen der sechs «Hauptmängel der Lehre Ricardos» hinzustellen, «soweit sie später von Marx erkannt und ausgemerzt worden sind» (Liebknecht a. a. O., p. 91/92).

Es sei hier noch auf einen historischen Fehler hingewiesen, welchen Prof. Philippovich begangen hat. Er schreibt: «eine *sozialistische* Auffassung sieht im Kostenwert nur die zur Erlangung notwendige Arbeit . . . wobei diesem «eigentlichen» Werte als ein Ausnahmsfall der Seltenheitswert gegenübergestellt wird» (Grundriss der polit. Ökon., B. I, 3. Aufl., 1899, p. 202). Prof. Philippovich übersieht hier, dass diese «Auffassung» von Hause aus mit den «Sozialisten» nichts zu tun hat, denn sie stammt ursprünglich, wie unsern Lesern nach dem bisher Gesagten klar ist, von keinem andern als von Ricardo.

Warum namentlich die « Arbeit » die Grundlage des Wertes dieser Kategorie von Gütern ist, lässt Ricardo nicht unerklärt.

Erstens « kann der Gebrauchswert oder die Nützlickkeit (utility) nicht der Massstab des Wertes sein ».[1] Zweitens « bei weitem den grössten Teil der Güter . . . verschafft man sich durch Arbeit ».[2] Endlich kann der Beweis streng im Geiste der Ricardoschen Lehren auch auf negativem Wege gebracht werden.

Ausser Arbeit könnten noch die andern zwei Hauptfaktoren der Produktion in Betracht kommen: das Kapital und die Natur.

Die Natur kommt aber nach Ricardo überhaupt nicht in den Wert als Bestandteil hinein. Sogar « derjenige Teil des Erzeugnisses der Erde, welcher dem Grundherrn für die Benutzung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens (original and indestructible powers of the soil) bezahlt wird,[3] « die Rente, ist nicht im mindesten ein Bestandteil der Preise und kann es auch nicht sein ».[4] Wenn hier für die Naturkräfte bezahlt wird, so geschieht es « für die Eigenschaft des Bodens, die doch eigentlich als Unvollkommenheit hätte bezeichnet werden sollen ».[5]

Aber auch das Kapital kann nicht die Stelle der Arbeit als allgemeine Grundlage des Tauschwertes einnehmen, denn es ist selbst nach Ricardo kein prius, keine ursprüngliche Kategorie der Produktion, sondern « angesammelte Arbeit » (accumulated labour).[6] Freilich im Gegensatze zu Smith meint Ricardo, dass auch im primitiven Zustande Kapital schon notwendig ist. Aber er stimmt mit Smiths Satz überein: « Arbeit war der uranfängliche Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, welches man für alle Dinge bezahlte. »[7] Ricardo zitiert diesen Satz zustimmend und spricht selbst von der « wirklich verwendeten Arbeit auf Bildung des Kapitals ».[8] Auch ist das Kapital nach Ricardo mehr ein Motor der Produktion. Seine ökonomische Funktion besteht

---

[1] Ricardo a. a. O., p. 9.
[2] ibid. » p. 10.
[3] ibid. » p. 34.
[4] ibid. » p. 40.
[5] ibid. » p. 39.
[6] Ricardo a. a. O., p. 16.
[7] The Wealth of Nations, ed. Collierand Son. New-York, Part I, p. 76.
[8] Ricardo a. a. O., p. 16.

darin, «die Arbeit ins Werk zu setzen und derselben Erfolg zu geben» (to give effect to labour),[1] und seine Bedeutung ist dadurch von so hoher Wichtigkeit, weil es Arbeit erspart und dadurch das Produkt billiger macht. «Eine jede Verbesserung im Maschinenwesen, in Werkzeugen, in Gebäuden, in Schaffung von Rohstoffen *erspart* Arbeit und setzt uns in den Stand, das Gut (commodity), auf welches dieselben Verwendung finden, leichter herzustellen und verändert also seinen Tauschwert.»[2] Es kommt noch hinzu, dass «die Maschinen nicht ohne Hilfe von Menschen in Betrieb sein können; ohne Zutat derselben ist es nicht möglich».[3] Also auch Kapital kann nicht als Grundlage des Wertes an Stelle der Arbeit treten; umgekehrt ist möglich, jede Verausgabung von Kapital in letzter Linie auf Verausgabung von Arbeit zu reduzieren. Daher der Satz: «Weniger Kapital, was dasselbe ist, wie weniger Arbeit.»[4]

Wenn Böhm-Bawerk Ricardo den Vorwurf macht, dass er und Smith den Satz, dass die Arbeit das Prinzip des Güterwertes sei, «ohne alle Begründung lediglich als Axiom hingestellt haben»[5] und Zuckerkandl das Ähnliche wiederholt,[6] so ist dies, objektiv betrachtet, nicht ganz richtig und nicht ganz gerecht. Der Vorwurf geht zu weit, denn so ganz unbegründet ist der Satz bei Ricordo, wie oben nachgewiesen worden ist, denn doch nicht.

Das Grundgesetz, dass die Arbeit die Grundlage des Tauschwertes ist, hat seine Gültigkeit in allen Stufen der Entwicklung

[1] Ricardo a. a. O., p. 51.
[2] ibid. » p. 242.
[3] ibid. » p. 242.
[4] ibid. » p. 43. In den zitierten Sätzen spricht sich Ricardo vollkommen klar über die Funktion der technischen Hilfsmittel aus, dass ihre Bedeutung darin besteht, dass sie die Produktivität der Arbeit erhöhen. Wenn Prof. Lexis behauptet: «die richtige Anschauung, dass die Maschinen und überhaupt die technischen Hilfsmittel der Produktion nicht selbständige Faktoren sind, sondern nur die Produktivität der Arbeit erhöhen, ist *zuerst* von Rodbertus in Geltung gebracht worden» (Handwörterb. der Staatswiss., 2. Aufl., B. VI, p. 249), so ist diese Behauptung historisch nicht zutreffend. Diese «richtige Anschauung» ist ältern Datums und gehört Ricardo.
[5] Kapital und Kapitalzins, I, p. 433.
[6] «Ricardo hat keinen Beweis der Richtigkeit seiner Lehre gegeben.» Zur Theorie des Preises, 1889, p. 258.

der Gesellschaft, « nicht nur in den frühesten Stufen der Entwicklung der Gesellschaft ».[1] Wenn man sich auch « die Beschäftigungen der Gesellschaft ausgedehnter vorstellt, wird sich dennoch der Grundsatz bewähren, dass der Tauschwert der Güter im Verhältnis zur Hervorbringungsarbeit steht ».[2] Sogar, « wenn wir auf einen Zustand der Gesellschaft blicken, in welchem grössere Verbesserungen eingeführt sind und Gewerbe und Handel blühen, werden wir wieder finden, dass die Güter ihren Tauschwert nach diesem Grundsatze verändern ».[3] Dies wird dadurch ermöglicht, weil Ricardo unter « Arbeit » das Verhältnis versteht, « nicht bloss zur Arbeit, welche auf die Erzeugung unmittelbar, sondern auch zu jener, welche auf die Geräte oder Maschinen verwendet wurde, die erforderlich sind, um die besondere Arbeit zu bewirken, bei welcher sie gebraucht werden ».[4] Alle Arten von Arbeit werden in die Rechnung gezogen und als produktiv betrachtet, nämlich « die Gesamtmenge der zu ihrer (der Dinge) Verfertigung und auf die Marktbringung notwendigen Arbeit ».[5]

Ricardo vergisst dabei nicht, dass die verschiedenen *Arbeitsarten* oder -Beschaffenheiten verschiedenen Wert bilden und verschieden bezahlt werden. Er meint aber, dass « die Würdigung, welche verschiedenen Beschaffenheiten der Arbeit zu teil wird, ihre Ausgleichung schon auf dem Markte mit genügender Genauigkeit für alle praktischen Zwecke findet », und dass « die Stufenleiter, die einmal gebildet ist, weniger Abänderung unterworfen ist ».[6] Für den Arbeitsgrundsatz ist von dieser Seite nichts zu fürchten, und dieser Umstand « kann nur geringen Einfluss auf den gegenseitigen Tauschwert der Waren für kurze Zeitabschnitte haben ».[7]

[1] Ricardo a. a. O., p. 10.
[2] ibid. » p. 17.
[3] ibid. » p. 17.
[4] ibid. » p. 17.
[5] ibid. » p. 17.
[6] ibid. » p. 15.
[7] ibid. » p. 15.

II. Verteilung des Wertes.

Und der Unternehmer? Er fordert den Löwenanteil an dem Ertrage der Produktion und zwar nicht *Belohnung* für Arbeit, sondern Vergütung, Gewinn für sein Kapital. Dieser Gewinn muss ihm auch verschafft werden, denn er hat die Macht dazu zu gelangen: er hat die Produktionsmittel in seinem Besitze.

Da Ricardo in diesem Stadium der Untersuchung keine Abweichungen des Tauschwertes vom Arbeitswerte zulässt und an dem Arbeitsprinzip als der einzigen Grundlage des Tauschwertes der beliebig vermehrbaren Güter festhält, so kann für ihn auch diese Extravergütung des Kapitalisten nur aus derselben und einzigen Quelle des Wertes, nämlich aus der Hervorbringungsarbeit, fliessen und zwar durch Teilung des Ertrages zwischen den Arbeitern und Kapitalisten. (Die Rente kommt bei Ricardo, wie bekannt, nicht in den Preis der Güter hinein.)

Diesen logischen, folgerechten Weg schlägt Ricardo auch ein zur Erklärung des Gewinnes. Er findet, dass «die Belohnung des Arbeiters und das, was er hervorgebracht hat, in Arbeitsmengen gemessen, sich nicht gleich sind.»[1] «Unter verschiedenen Verhältnissen . . . dürften diejenigen, welche einen gleichen Tauschwert in Kapital für ein oder das andere Geschäft geliefert haben, die Hälfte, einen vierten oder achten Teil des Erzeugnisses in Beschlag nehmen. Der Rest würde als Arbeitslohn an diejenigen bezahlt, welche die Arbeit geleistet haben.»[2] Es entsteht also nun eine *Teilung* des schon durch die Arbeit hervorgebrachten Wertes. «Der verglichene Tauschwert . . . würde ganz und gar durch die Menge von Arbeit bestimmt, welche sich in jedem Gut verwirklicht hat, wie gross nun auch der Betrag des Erzeugnisses oder wie hoch oder niedrig auch der allgemeine Stand des Arbeitslohnes oder Gewinnstes sein möchte.»[3]

Ricardo lehrt also eine Art Mehrwerttheorie, obgleich er sie mit keinem speziellen Namen bezeichnet, oder, wie Marx sich ausdrückt, «seine Profittheorie ist tatsächlich Mehrwert-

---

[1] Ricardo a. a. O., p. 10.
[2] ibid. » p. 16.
[3] ibid. » p. 18.

theorie».[1] Die Existenz des Gewinnes ist nur möglich, weil die Arbeit mehr produziert, als zu ihrer Unterhaltung notwendig ist oder, um in Ricardos Ausdrucksweise zu sprechen, weil «der natürliche Preis der Arbeit» viel niedriger ist, als «der natürliche Preis des Produktes».

Böhm-Bawerk geht ruhig über alle diese Sätze Ricardos hinweg, erkennt sie nicht als die Meinung Ricardos an, drängt ihm eine ganz andere Meinung über die Entstehung des Gewinnes auf, und wirft ihm dann vor, dass bei ihm «der Kapitalzins eine prinzipwidrige, unerklärte Ausnahme bildet».[2]

Es ist wahr, die von Böhm-Bawerk Ricardo zugeschriebene Meinung würde wirklich «prinzipwidrig» sein, wenn sie die Meinung Ricardos wäre. Dies ist aber nicht der Fall.

Auch Prof. Diehl behauptet, dass «Ricardo eine Mehrwerttheorie ganz ferne lag» und dass «Ricardo den Profit als selbständige Einkommensquelle betrachtete, obwohl er eine ausführliche Zinstheorie nicht entwickelt hat».[3] Freilich, Ricardo hat keine ausführliche Zinstheorie entwickelt, aber die oben zitierten Sätze sprechen ja ziemlich klar; auch das von Ricardo so oft wiederholte Gesetz, dass «es kein Steigen des Tauschwertes der Arbeit ohne Sinken der Gewinnste gibt»,[4] ist nicht anders als in dem Sinne erklärlich und verständlich, dass der Gewinn durch die Teilung des Arbeitswertes auf zwei Teile entsteht. Endlich, wenn einmal Prof. Diehl selbst zugibt, dass nach Ricardo «der Tauschwert fast ausschliesslich von den verglichenen Arbeitsmengen abhängt»,[5] so hätte er logischer Weise, da «Ricardo keine ausführliche Zinstheorie entwickelt hat», nur sich unserer Interpretation anschliessen können, denn «die Lehre, dass die Arbeitsmengen die Austauschverhältnisse bestimmen, enthält in sich die Lehre, dass der Gewinn ein Abzug (Teilung) vom Arbeitsertrag ist».[6]

---

[1] Kapital, B. II, p. 205.
[2] Kapital und Kapitalzins, I, p. 315.
[3] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, II. Aufl., B. VI, p. 430/431.
[4] Grundgesetze, p. 24.
[5] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, p. 430.
[6] Zuckerkandl, Zur Theorie des Preises, 1889, p. 256.

Doch ist Ricardo weit entfernt, in der Aneignung des Mehrwertes durch die Kapitalisten etwas anormales, illegitimes zu erblicken. Umgekehrt sprechen seine ganze Weltanschauung, seine Lehren von Arbeitslohn und Rente, seine Ansichten über die Rolle des Kapitalisten in der Produktion und über den Entwicklungsgang der Volkswirtschaft für die Berechtigung und Vernünftigkeit einer solchen Teilung.

Die Rolle, welche Ricardo nicht nur dem Kapital, sondern auch dem Kapitalisten in der Produktion zuweist, ist eine durchaus wichtige.

Das Kapital schafft, freilich, selbst, wie wir gesehen haben, keine Werte, aber « es ist die Grundlage, durch deren Ausdehnung der Umfang der hervorbringenden Gewerb- und Betriebsamkeit des Landes immerhin bestimmt werden muss ». Sogar « die Bevölkerung regelt sich nach dem Fonds, welcher zu ihrer Beschäftigung bestimmt ist und nimmt daher zu oder ab mit der Zu- oder Abnahme des Kapitals ».[1]

Diese Ehrfurcht vor dem Kapital trug Ricardo auch auf dessen Eigentümer und Besitzer, auf den Kapitalisten, über, von dessen Gnaden die ganze Gesellschaft lebt, denn wenn ein Kapitalist « keinen Beweggrund fühlt, in seinen Ausgaben . . . zu sparen, so ist das Kapital des Landes vermindert ».

Zum Glück für die Gesellschaft ist der Wille des Kapitalisten in dieser Hinsicht gewissermassen gebunden, denn in jedem Kapitalisten wohnt ein Streben, immer sein Kapital vorteilhaft, gewinnbringend anzulegen. « Nicht ein einziger Mensch sammelt sich anders Kapitalien, als zum Zweck, dass sie gewinnbringend werden. »[2] Sogar in der Auswahl der Anlagezweige für sein Kapital ist der Kapitalist von den ökonomischen Bedingungen abhängig, denn « natürlicherweise herrscht ein rastloser Trieb auf Seiten aller Kapitalanwender, ein weniger gewinnreiches Geschäft eines vorteilhaften willens zu verlassen. Dies hat das unablässige Streben zur Folge, die Gewinnsätze aller einander gleich zu machen ».[3]

---

[1] Ricardo a. a. O., p. 41.
[2] ibid. » p. 68.
[3] ibid. » p. 47.

Also nach Ricardo liegt im Profit nichts anormales, illegitimes. Der Gewinn, dessen Quelle zwar die Teilung des Arbeitsertrages ist, gebührt dem Kapitalisten wohlverdient.

Auch seine Lehre vom Arbeitslohn konnte nur beitragen, diesen seinen Hang und seine Sympathie für die Kapitalistenklasse zu verstärken.

Ricardo war ein eifriger Anhänger und Verehrer der Malthusschen Bevölkerungslehre. Er «fühlt sich sogar glücklich, seine Bewunderung über Malthus, Versuch über die Bevölkerung, auszudrücken».

Nach der Biegung, welche diese Lehre bei Ricardo genommen hat, ist die Bevölkerungsfrage in letzter Linie mehr eine Einkommens-(Lohnfonds)frage. In vorgeschrittenen Kulturländern hält sich die Bevölkerung auf der Höhe des zu ihrer Verfügung stehenden Einkommens (Lohnfonds) und die Vermehrung oder Verminderung des Letzteren kann nicht verfehlen, eine Vergrösserung oder Dezimierung der Bevölkerung hervorzurufen. Nur dadurch wird es verständlich, warum «der natürliche Preis der Arbeit derjenige ist, welcher notwendig ist, um die Arbeiter, einen mit dem anderen, in Stand zu setzen zu bestehen und ihr Geschlecht fortzupflanzen ohne Vermehrung oder Verminderung».[1] Dieser «natürliche» Preis der Arbeit ist das Zentrum, der Gravitationspunkt, um welchen der Arbeitslohn sich dreht und «so viel nun auch der Marktpreis der Arbeit von ihrem natürlichen Preise abweichen mag, so hat er doch, wie die Güter, ein Streben sich ihnen nachzubilden«.[2]

Dies geschieht nach den obengeschilderten Grundsätzen. «Wann der Marktpreis der Arbeit ihren natürlichen Preis überschritten hat, dann ist die Lage des Arbeiters blühend und glücklich. . . . Wann jedoch zufolge der Ermunterung, welche hoher Arbeitslohn zur Vergrösserung der Bevölkerung gibt, die Arbeiterzahl zugenommen hat, sinkt hernach der Arbeitslohn wieder auf seinen natürlichen Preis und in der Tat, zuweilen wegen der Gegenwirkung, unter denselben».[3] Die Lage der Arbeiterklasse kann demnach nur für kurze Dauer blühend sein

---

[1] Ricardo a. a. O., p. 50.
[2] ibid. « p. 51.
[3] ibid. « p. 51.

und zwar nicht aus äusserlichen Ursachen, sondern aus immanenten Gesetzen der Bevölkerungsvermehrung. Deshalb kann die Existenz des Gewinnes, des Anteils des Kapitalisten am Ertrage als Übervorteilung oder Ausbeutung, gemäss den Ricardoschen Ansichten, *nicht* betrachtet werden. Und obgleich Ricardo den Gegensatz der Interessen beider Klassen klar einsieht und ausspricht in dem Satze: «was eben den Arbeitslohn erhöht, notwendig den Gewinnst herabsetzt»,[1] so findet er darin keinen Anlass zu Feindschaft und Hass zwischen beiden Klassen, weil die Ursachen nicht in ihrem freien Willen liegen, sondern sie sind im Wesen der ökonomischen Verhältnisse begründet. Die Klassengegensätze sind also nach Ricardo nur ein Ausfluss objektiver Kräfte und Erscheinungen. Es bewährt sich hier die von Spinoza geäusserte tiefe psychologische Einsicht, «dass die zerstörende Naturgewalt eine Empfindung des Hasses nicht hervorruft; hier trägt die Schuld der Zusammenhang der Dinge».[2]

Von Ausbeutung der Arbeiterklasse durch den Abzug des Gewinnes kann nach Ricardo auch deshalb keine Rede sein, weil er sich den Verteilungsprozess so vorgestellt hat, dass der Arbeitslohn dabei der primäre Faktor ist, der Gewinn der sekundäre. «Der Gewinnst hängt vom hohen oder niedrigen Arbeitslohne, der Arbeitslohn vom Preise der Bedürfnisse und der Preis der Bedürfnisse vom Preise der Nahrungsmittel ab.»[3]

Endlich wirkt auf die Abschwächung der Klassengegensätze auch der natürliche Gang der ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft, welcher dazu führt, dass der Anteil des Kapitalisten immer kleiner wird. «Das natürliche Streben des Gewinnstes ist zu sinken.» [4]

Die Existenz des Gewinnes modifiziert also das Gesetz des Arbeitswertes keinesfalls und die Waren verkaufen sich «nach ihrem ursprünglichen und natürlichen Preise» resp. zu «den verglichenen Arbeitsmengen, welche zu ihrer Hervorbringung erforderlich sind».

---

[1] Ricardo a. a. O., p. 65.

[2] Kuno Fischer, Geschichte der neuen Philosophie, Jubiläumsausgabe, B. II, p. 441.

[3] Ricardo a. a. O., p. 66.

[4] Ricardo a. a. O., p. 66.

Dass es «zufällige und zeitweise Abweichungen der wirklichen Marktpreise der Güter von diesem, ihrem ursprünglichen und natürlichen Preise» gibt, denkt Ricardo gar nicht zu leugnen; er behauptet vielmehr, dass «es kein Gut gibt, welches nicht zufälligen und zeitweisen Preisveränderungen unterworfen wäre». Doch hält er es für richtig, «sie ganz ausser Betracht zu lassen, während wir von den Gesetzen handeln». Dies geschieht deshalb, weil es nur «zeitweise Wirkungen sind, welche durch zufällige Ursachen hervorgebracht werden». «Das Streben eines jeden Kapitalisten, seine Kapitalien aus einer weniger vorteilhaften Anlage in eine vorteilhaftere zu bringen, verhütet, dass der Marktpreis der Güter auf die Länge der Zeit entweder um vieles über, oder um vieles unter dem natürlichen Preise steht. Der Miterwerb richtet es so ein.»

Damit sind wir zu zwei wichtigen Voraussetzungen des ganzen Ricardoschen Systems gelangt. Diese sind: «freies Kapital und freie Arbeit» und mehr oder minder rasche Beweglichkeit und Übertragbarkeit derselben. Diese Momente haben zur Folge, dass «die Gewinnsätze aller einander gleich sind» und dass «der natürliche Preis der Arbeit« überall zur Geltung kommt. Nur dank der Gleichheit des Gewinnes und des Arbeitslohnes wird beim Austausche das Prinzip der Aequivalenz beibehalten; nur dadurch «vermag die Teilung (der Beschäftigungen) nicht auf den gegenseitigen Tauschwert der Güter einzuwirken, weil Gewinnst und Arbeitslohn in beiden Geschäften von ganz gleicher Wirkung sein würden».[1]

III. Die Abweichungen der Warenpreise vom Arbeitswerte.[2]

Und doch sah sich Ricardo genötigt, nicht nur diese «zeitweisen» Abweichungen der Warenpreise vom Arbeitswerte zuzulassen, sondern auch ständige Abweichungen und Umgestaltungen derselben anzuerkennen und zwar nicht aus «zufälligen Ursachen», sondern aus solchen, die im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise wurzeln.

[1] The Principles, Chap. I, Sektion 3.

[2] Für das nächste Kapitel verweisen wir auf Sektionen 4 und 5, Kap. I: Vom Wert.

Bisher wurde stillschweigend vorausgesetzt, dass die Produktionsmittel «gleich dauerhaft und das Ergebnis gleicher Arbeitsmengen seien». Das würde aber nur zutreffend sein «auf den frühesten Stufen der Gesellschaft vor der Einführung von Maschinen oder dauerhaftem, stehendem Kapital».

Dagegen ist in der gegenwärtigen, empirischen Wirklichkeit die Sachlage eine andere, denn es «herrscht ein grosser Unterschied in Betreff der Zeit der Dauer der verschiedenen Kapitalien». Dadurch werden prinzipiell alle Kapitalien in zwei Arten geteilt. «Je nachdem nun das Kapital schnell vergänglich und häufiger Erneuerung bedarf, oder aber einer geringen langsamen Abnutzung unterliegt, wird es in umlaufendes oder stehendes Kapital eingeteilt».

Nun sind die Umstände und Bedingungen der Güterhervorbringung nicht gleich und können auf folgende Weise variieren:

I. «Zwei Gewerbe können im ganzen einen gleichen Betrag von Kapital anwenden, aber es kann sehr verschieden verteilt werden, je nachdem ein Teil stehendes, ein anderer Teil umlaufendes ist.»

II. «Zwei Gewerbeunternehmer können einen ganz gleichen Betrag stehenden und umlaufenden Kapitals anwenden, aber die Dauerhaftigkeit des erstern ist ungleich», oder, «was das nämliche ist, die Dauer der Zeit, bis eine Art derselben (der Güter) auf den Markt gebracht werden kann, ist ungleich».

Diese Ungleichheit der Produktionsbedingungen wird nicht verfehlen, Ungleichheiten in den Produktionsresultaten zu verursachen, welche in irgend einer Weise zum Ausdruck kommen müssen. Nehmen wir an, die beiden unter ungleichen Kapitalbedingungen hervorgebrachten Güterarten werden in gleicher Weise gemäss der in ihnen enthaltenen *Arbeit* gegen einander ausgetauscht. Was wäre die Folge? Einer der Anteilnehmer an dem Ertrage des unter den minder günstigen Kapitalverhältnissen hervorgebrachten Gutes muss die Zeche zahlen; entweder müssten die Arbeiter sich hier mit einem geringeren Arbeitslohne begnügen, oder der Kapitalist — mit einem niedrigeren Gewinne.

Das Erste kommt für Ricardo gar nicht in Betracht. Da der Arbeitslohn auf dem Existenzminimum sich hält, so *kann*

er für beständig nicht niedriger werden; auch ist ja der Arbeitslohn das Primäre bei der Verteilung. Endlich handelt es sich hier doch gar nicht um Unterschiede in der Arbeit. Aber auch der Gewinn kann hier nicht herabgesetzt werden, denn das wird der Kapitalist, der Unternehmer, sich gar nicht gefallen lassen. Er ist ja «frei» und besitzt noch ein «Streben» seine Kapitalien aus einer weniger vorteilhaften Anlage in eine vorteilhaftere zu bringen.

Die Gleichheit der Gewinne ist also für Ricardo eine reale Tatsache, ein Ausfluss realer Machtverhältnisse, mit welchen man rechnen muss. Ricardo blieb nichts übrig, als den umgekehrten Weg einzuschlagen und in solchen Fällen eine «beträchtliche Umgestaltung des Grundgesetzes» des Arbeitswertes anzuerkennen und zuzulassen. So folgte der Satz, dass «die betreffenden Güter auf Grund der verschiedenen Dauerhaftigkeit der Kapitalien, oder was das nämliche ist, auf Grund der Dauer der Zeit, bis eine Art derselben auf den Markt gebracht werden kann, einen Tauschwert bekommen, nicht lediglich genau nach dem Verhältnis der auf sie verwendeten Arbeit, sondern etwas mehr, zur Ausgleichung der erforderlichen längeren Zeitdauer, bis die meistwertige Art derselben auf den Markt gebracht werden kann».

Also schon bei normalen, konstanten Zuständen kommt eine Korrektur des Arbeitswertgesetzes zum Ausdruck, indem nur diejenigen Güter «gleichen Tauschwert haben», die «als Erzeugnisse gleicher Mengen von Arbeit und von stehendem Kapital» entstanden sind. Andere aber, «die, was das Kapital betrifft, unter anderen Umständen gewonnen werden», haben «nicht denselben Tauschwert, wie jene Artikel». Bei veränderlichen Zuständen, beim Steigen des Tauschwertes der Arbeit und des dadurch hervorgerufenen Sinkens des Gewinnes (denn «es gibt kein Steigen des Tauschwertes der Arbeit ohne Sinken der Gewinnste»), kommt zu derselben Ursache ein neues Moment hinzu, welches den Arbeitswert «modifiziert». «Alle Güter, welche durch teure Maschinen oder in teuern Gebäuden verfertigt werden, oder einer geraumen Zeit, bis sie auf den Markt gebracht werden können, bedürfen, werden im verglichenen Tauschwerte herabgehen, während alle diejenigen, welche haupt-

sächlich mittelst Arbeit hervor- oder schneller auf den Markt gebracht werden, steigen werden.» Das aus dem Arbeitswertsprinzip folgende negative Grundgesetz, «dass der Tauschwert nicht mit dem Steigen und Fallen des Arbeitslohnes wechsle, wird demgemäss ebenso umgestaltet durch die ungleiche Dauerhaftigkeit des Kapitals und durch die ungleiche Schnelligkeit, mit welcher es seinem Anwender erstattet wird».

Wir stimmen Böhm-Bawerk ganz zu, wenn er behauptet, dass «Ricardo die praktischen Konzessionen an die empirische Wirklichkeit rezipiert».[1] Doch sehen wir die logische Inkonsequenz Ricardos gerade darin, dass er die Wichtigkeit dieser empirischen Konzessionen nicht in ihrer ganzen Tragweite erblickt und in hinreichendem Grade sich damit abgefunden hat.

Eine andere Frage ist, ob Ricardo durch die Zulassung dieser Umgestaltungen, Abweichungen und Modifizierungen des Arbeitswertgesetzes den Boden des Arbeitsprinzips verlassen hat, ihm untreu geworden ist und zu einem einfachen Produktionskostentheoretiker gestempelt werden darf?

Wenn wir Ricardo selbst hören und seinem *bona fide* Vertrauen schenken wollten, so müsste eine solche Frage für ihn nur ein peinlicher Vorwurf sein. Für ihn «ist es unrichtig, den obigen Umständen zu viel Bedeutung beizumessen». Die «Umgestaltung» ist für ihn die kleinere Veränderungsursache, und die «grösste Wirkung derselben» wird nach ihm «6 oder 7 % nicht übersteigen». Er hält es sogar für möglich «im weiteren Verfolge des Buches, obschon er auf diese Ursache der Veränderung Bezug nehmen werde, alle die grossen Veränderungen in Betracht zu ziehen . . ., nämlich die Veränderungen in den Arbeitsmengen».

Nun aber ist in letzter Zeit von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden, Ricardo selbst nicht viel zuzutrauen in seinem Urteil über Ricardo und diesen guten Glauben als eine Art Selbsttäuschung oder doktrinäre Verblendung zu betrachten.

«Im Grunde,» sagt Prof. Lexis, «bestimmt Ricardo den Wert durch die Produktionskosten, indem er stillschweigend

---

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, B. VI, 1. Aufl., p. 688.

auf jede Arbeitseinheit einen gleichen Betrag annimmt. »[1] Ähnlich Prof. Conrad: « Ricardo sah überall die Herstellungskosten für den Wert bestimmend an, wo der Gegenstand in ausreichender Fülle vorhanden ist. »[2] Endlich spricht sich Prof. Diehl noch klarer aus: « Bei den vielen Verklausulierungen und Modifikationen, die er an dem zuerst festgestellten Arbeitsprinzip vornimmt, ist er den Produktionskostentheoretikern zuzurechnen. »[3]

Was verstehen diese Herren alle unter Produktionskosten? Jedenfalls nicht dasselbe, was Ricardo selbst darunter versteht, wenn er, die Abweichungen vom Arbeitsgesetze ausser acht lassend, von Kosten spricht. Doch auch nicht das, was Rodbertus versteht, wenn er das Grundgesetz aufstellt: « die Güter kosten nichts als Arbeit »,[4] und sogar nicht einmal das, was Ad. Wagner meint, wenn er behauptet, dass « alle Kosten sich . . . in letzter Linie in Verwendungen von menschlicher Arbeit auflösen lassen ».[5]

Bei einem solchen Begriff der Kosten sind diese in mehr oder minder reiner Form Arbeit, und eine solche Kostentheorie ist ja eine eigentliche Arbeitstheorie. In diesem Sinne aber *können* unsere Autoren die Kosten nicht verstehen, denn sonst hätten sie es nicht für möglich gehalten, die Arbeitstheorie im Gegensatz zur Kostentheorie zu betrachten, Ricardo von der Arbeitstheorie loszureissen und den Kostentheoretikern beizuzählen. In der Tat verstehen sie unter Kosten etwas ganz anderes: Für Lexis « sind die Produktionskosten in *letzter* Linie: Lohn und Gewinn ».[6] Für Roscher sind die Produktionskosten « die verbrauchten Kapitalien, dann die Auslagen für Zins, Lohn und Rente . . . ., und auch ein billiger Unternehmergewinn ».[7] Für Schäffle bestehen die Kosten aus Kategorien *a—e*[8] etc. etc.

[1] Wörterbuch der Volkswirtschaft, B. II, p. 887.

[2] Grundriss zum Studium der politischen Ökonomie, I. Teil, 3. Aufl., 1900, p. 16.

[3] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, II. Aufl., Bd. VI, p. 430. Früher charakterisierte Diehl die Ricardosche Werttheorie folgendermassen: « Ricardo hat zuerst in aller Schärfe und Konsequenz das Arbeitswertgesetz aufgestellt, » (Proudhon, seine Lehre und sein Leben. Halle, 1888, p. 121.)

[4] Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände. 1842, p. 27.

[5] Grundlegung, 2. Aufl., 1879, p. 111.

[6] Wörterbuch der Volkswirtschaft, B. II, p. 888.

[7] System der Volkswirtschaft, B. I. Grundlagen, 21. Aufl., 1894, p. 272.

[8] Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft, p. 191.

Jeder Zusammenhang mit der Arbeit, als Erzeugerin des Wertes und des Kapitals, hört dabei auf. Im besten Falle, wie bei John Stuart Mill, tritt an die Stelle der Arbeit der « Arbeitslohn » als Element der Produktionskosten, dem noch ein anderes notwendiges Element, das Kapital, das Ergebnis der Enthaltsamkeit,[1] zugegeben wird.

Wenn man aber weiter fragt: « Was bestimmt den Wert dieser Kosten selbst? » so bekommt man verschiedene Antworten. Viele, die « Empiriker », begnügen sich mit dem Hinweise darauf, dass es ein « empirisches » Gesetz sei, hinter dessen Geheimnis wir nicht gelangen können. Das sind die « Produktionskostentheoretiker » de pur sang; für sie liegt hinter diesen Kosten eines der sieben ungelösten Rätsel.

Die meisten Nationalökonomen jedoch wollen bei dieser Empirie nicht stehen bleiben und suchen auf irgend welche Weise das Geheimnis theoretisch zu durchdringen. Hier entsteht eine Menge von Richtungen, je nach den Erklärungen dieses Phänomens.

Einige sind geneigt, mit Prof. Lexis darin nur « das Ergebnis der Konkurrenzverhältnisse und zwar nur im grossen und ganzen »[2] zu erblicken. Aber auch bei einer reinen Theorie der Nachfrage und des Angebotes sind gegenwärtig nicht Viele stehen geblieben. Zur Bestimmung des Wertes der Produktionskosten wird gegenwärtig am meisten eine subjektive Begründung gewählt, in verschiedenen Arten und Stufen bis hinauf zu der Grenznutzentheorie, in der die bisherige Entwicklung der subjektiven Richtung gipfelt.

Noch andere, in Deutschland eine geringe Minderheit, suchen hinter den Kosten, hinter den Konkurrenzverhältnissen, nicht die « psychische Fundierung », nicht die « individuelle Schätzung » und Motivierung, sondern die regulierende, einheitliche, gesellschaftliche Kraft, die Kraft der in den Gütern enthaltenen menschlichen Arbeit. Hierher gehören unter andern Rodbertus, Marx und auch Ricardo. Für Ricardo ist die Natur kein Faktor der Produktion des Wertes, das Kapital keine selbständige

---

[1] Grundsätze, B. II, p. 128.
[2] Wörterbuch der Volkswirtschaft, 13, II, p. 887.

Kategorie, sondern «angesammelte Arbeit»; der Wert des Kapitals nicht von den «Konkurrenzverhältnissen» abhängig, sondern bestimmt durch die darauf verwendete Arbeit; «der übliche Gewinn» kein Rätsel, sondern eine deutliche Grösse, nämlich der Unterschied zwischen dem Arbeitswerte der Güter und dem Werte der Arbeitskraft. Das alles sind prinzipielle Unterschiede von so ungeheurer Bedeutung, zwischen ihm und den Produktionskostentheoretikern, dass das Übersehen derselben den ganzen echten Ricardo ignorieren heisst.

Gewiss hat Ricardo Abweichungen vom Wertgesetze zugelassen. Gewiss hat er die Tragweite dieser Abweichungen nicht ganz erkannt. Aber man kann und darf doch nicht vergessen, dass er diese Abweichungen nur zugelassen hat «als Konzessionen an die Wirklichkeit». Sein ganzes System ist ja auf dem Grundsatze des Arbeitswertes aufgebaut und diese «Umgestaltung» ganz ausser Auge gelassen. Lassen Sie die Sektionen IV und V des ersten Hauptstückes aus, und die «Grundgesetze» werden bis auf einen einzigen Satz dieselben bleiben und keiner kleinsten Korrektur bedürfen. Ignorieren Sie das Arbeitsprinzip bei Ricardo, und die «Grundgesetze» werden aufhören, ein geschlossenes, logisches Ganzes zu sein. Wir werden später sehen, dass solche Versuche wirklich gemacht worden sind, und werden finden, zu welchen Resultaten sie geführt haben.

«Ricardo lässt Abweichungen und Modifikationen zu.» Aber *dieselben* Modifikationen lassen auch andere zu. Koryphäen der österreichschen Schule selbst geben zu, dass «für den grössten Teil der Genussgüter in unserer Volkswirtschaft nicht ihr unmittelbarer Gebrauchswert, sondern ihr Kostenwert massgebend ist».[1] Auch Rodbertus spricht von der Arbeit als bestem «Massstab des Wertes» nur bedingungsweise; «wenn der Wert der Güter immer dem nach Arbeit berechneten Kostenbetrage gleich wäre.»[2] Marx geht so weit, anzuerkennen, dass es nur «ein Zufall ist, wenn der in einer besonderen Produktionssphäre wirklich erzeugte Mehrwert und daher Profit mit dem

[1] Philippovich, Grundriss der politischen Ökonomie. Allgemeine Wirtschaftslehre, 3. Aufl., 1899, p. 206. Wieser, Der natürliche Wert, 1899, p. 48/50.

[2] Zur Erkenntnis etc., p. 31.

im Verkaufspreise der Waren enthaltenen Profit zusammenfällt».[1]

Doch sind die Grenznutzentheoretiker stolz auf ihre Wissenschaftlichkeit, und Rodbertus und Marx werden von aller Welt zu den «extremen» Arbeitstheoretikern gezählt. Aber was dem einen recht ist, soll doch dem andern billig sein, und die Forderung gleiches Gewicht und gleiches Mass soll doch ihre Geltung auch bei wissenschaftlichen Urteilen haben! Und wenn dieses geschehen soll, so kann Ricardo nicht anders als zu den grössten Theoretikern des Arbeitswertes gezählt werden. Freilich leidet seine Werttheorie an einem fatalen, unheilvollen Fehler, dass die «Konzessionen an die empirische Wirklichkeit» nicht mit dem «philosophischen Ausgangspunkt», dem Arbeitswertgesetz, theoretisch in Einklang gebracht worden sind. Doch darüber später.

IV. Die Interpretationen der Ricardoschen Werttheorie.

A. Die Arbeitsinterpretation.

Ein Werk, wie Ricardos «Grundgesetze», konnte in der wissenschaftlichen Welt nicht unbemerkt bleiben, und so ist es ganz verständlich, dass dasselbe bald nach seinem Erscheinen eifrige Anhänger und Verehrer einerseits und nicht minder eifrige und grimmige Gegner verschiedener Richtungen und Schattierungen anderseits gefunden hat.

Wie verstand man auf diesen beiden Seiten damals die Ricardosche Werttheorie?

Bei den nächsten «Schülern» des Meisters, «bei James Mill, Mac-Culloch und De-Quincey, bekommt der Tauschwert den Charakter einer äusserlichen Erscheinung, einer Absolutheit, welche ausserhalb der relativen Bedingungen des Tausches liegt und in der Natur des Menschen wurzelt».[2] Die vom Meister zugelassenen «Modifikationen» suchten sie auf verschiedenen, mehr oder weniger gelungenen Auswegen mit dem Prinzip des

---

[1] Kapital, B. III, Teil I, p. 146.

[2] Manuilow, Der Begriff des Wertes etc., p. 163.

Arbeitswertes zu versöhnen. « James Mill sucht es zu erreichen durch die Behauptung, dass in letzter Instanz der Wert des Kapitals sich auf Arbeit zurückführt, weil die ersten Produkte nur durch Arbeit hervorgebracht worden sind. Mac-Culloch stellt den Begriff des Arbeitswertes aller in der Gesellschaft vorhandenen Dinge zusammengenommen auf. Endlich lässt De-Quincey die Arbeit als principium essendi des Wertes hervortreten. »[1]

Auch die Hauptgegner Ricardos jener Zeit denken gar nicht daran, zu zweifeln, dass Ricardo eine Arbeitstheorie lehrt und richten auch ihre Einwürfe hauptsächlich gegen diesen Punkt.

Malthus, « in dessen Ansichten die Meinungen einer ganzen Gruppe von Ökonomisten jener Zeit sich widerspiegeln »,[2] « bekämpft die Lehre Ricardos, ohne einen Augenblick daran zu zweifeln, dass der Tauschwert durch die Einkünfte bestimmt wird, welche nötig sind, um die Produktion fortsetzen zu können. Malthus bestreitet den von Ricardo hervorgehobenen Punkt, dass die Arbeit *in der Regel* als Wertmesser dient, und behauptet, dass die Abweichungen und Umgestaltungen derselben theoretisch und praktisch so wichtig sind, dass sie dieses Gesetz ganz aufheben. Doch fügt er hinzu, soweit es ihm bekannt ist, hat noch niemals jemand bestritten, dass der Unterschied in der auf die Produktion verwendeten Arbeit die Hauptursache der Wertdifferenzen bildet. »[3]

Auch nach J. B. Say « scheint Ricordo nur eines von den Elementen des Wertes der Dinge zu beachten, nämlich die Arbeit ».[4]

Mit dem Gesagten scheint uns genügend nachgewiesen zu sein, dass wenn später Rodbertus von dem « von Smith in die Wissenschaft eingeführten und von der Ricardoschen Schule noch tiefer begründeten Satze, dass alle Güter wirtschaftlich nur als Produkte der Arbeit anzusehen sind, nichts als Arbeit

---

[1] Manuilow, Der Begriff des Wertes etc., p. 165.

[2] ibid. p. 201.

[3] ibid. p. 184.

[4] Noten zu der französischen Uebersetzung der Grundgesetze, p. 8.

kosten», [1] und Marx in Ricardo «den Vollender der klassischen Nationalökonomie, der die Bestimmung des Tauschwertes durch die Arbeitszeit am reinsten formuliert und entwickelt hat», [2] sieht, so haben sie das in Uebereinstimmung und im Anschluss an die Ricardosche Schule getan und sind auf dem Boden der Tatsachen und des ihnen überlieferten Urteils gestanden. Die Behauptung, dass die Sozialisten Ricardo als einen Arbeitswerttheoretiker proklamieren, um von seiner Autorität Profit für ihre Sache herauszuschlagen, darf kaum auf Begründung Ansprüche machen können.

Überhaupt ist diese Behauptung weit davon, den Tatsachen zu entsprechen.

Die Interpretation der Ricardoschen Werttheorie als einer Arbeitstheorie wird nicht nur von Sozialisten, sondern von Männern der verschiedensten wissenschaftlichen und politischen Richtungen vertreten. Hier nur einige Stichproben.

Komorzinsky: «Ricardo spricht es geradezu aus, dass der Wert eines Gutes sich jedesmal einzig und allein auf ein gewisses Quantum Arbeit zurückführen lasse.» [3]

Prof. Zuckerkandl stellt die Lehre Ricardos so dar, «wie sich bei konsequenter Deduktion aus den Hauptsätzen ergibt, dass die Güter nach dem Massstabe der auf sie verwendeten Arbeiten Kaufkraft besitzen». [4]

Prof. Eisenhart: «Ricardo glaubt, dass unter allen hervorbringenden Kräften die Arbeit allein einen Einfluss auf den Tauschwert der Güter behauptet, dass Kapital und Boden gar keinen darauf ausüben und dass sie nicht bloss ursprünglich, sondern zu allen Zeiten ausschliesslich nach Massgabe der verglichenen Arbeitsmengen, welche ihre Herstellung kostet, gegen einander oder gegen Geld sich vertauschen. Dies ist die eigentümliche Lehre Ricardos.» [5]

Der gewesene russische Finanzminister und Prof. N. Ch.

---

[1] Zur Beleuchtung der sozialen Frage, 1875, p. 24/25.

[2] Zur Kritik, p. 44.

[3] Zeitschrift für gesamte Staatswissenschaft, 1869, B. XXV, p. 193.

[4] Zur Theorie des Preises, 1889, p. 256.

[5] Geschichte der Nationalökonomie, II. Aufl., 1891, p. 107.

Bunge: « Ricardo démontra que la valeur dépend avant tout de la quantité de travail affecté à la production. » [1]

Prof. Ashley sucht in seinem Artikel « The Rehabilitation of Ricardo » eine innere Verwandtschaft zwischen den Sozialisten (Rodbertus und Marx) und der Ricardoschen Werttheorie aufrechtzuhalten. [2]

Endlich nennen wir noch E. Dühring, für den « die verhältnismässig meiste Wissenschaftlichkeit Ricardos darin liegt, dass er die Arbeit als Naturalleistung zum Wertmass aller Erzeugnisse macht ». [3]

Doch audiatur et altera pars! Wir wollen auch die gegnerischen Anschauungen zum Worte kommen lassen und ihre Richtigkeit nachzuprüfen suchen.

B. Die Kosteninterpretation.

Schon bei John Stuart Mill finden wir eine Art Kosteninterpretation der Ricardoschen Werttheorie. Er spricht davon, dass « Smith und Ricardo denjenigen Wert einer Sache, welcher den Produktionskosten derselben entspricht, ihren « natürlichen Wert » oder « natürlichen Preis » genannt haben ». [4] Doch gibt er selbst später zu, dass « Ricardo sich so ausdrückt, als ob die Menge Arbeit, welche es kostet eine Ware herzustellen und sie auf den Markt zu bringen, das Einzige sei, wovon der Wert abhängt », [5] und als Produktionskostentheoretiker sieht er sich genötigt, dagegen Stellung zu nehmen. Auch *Knies* spricht davon, dass nach Ricardo der Tauschwert nicht eine, sondern zwei Quellen hat: die Seltenheit und die Arbeitsquantität; doch wird

[1] Esquisses de Littérature politico-économique, 1900, p. 34.

[2] Zitiere nach Cassel. Zeitschrift für gesamte Staatswissenschaft, 57. Jahrg., 1901, p. 75.

[3] Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus, III. Aufl., 1879, p. 217. Dühring macht auch hier die meisten Ansprüche auf « Originalität », und im krassen Gegensatze zu der allgemeinen Meinung behauptet er: « man tritt ins Bodenlose, wenn man versucht, mit Ricardo nach strenger Logik zu rechnen » (ibid. p. 216).

[4] Grundsätze der politischen Ökonomie, 4. Aufl., 1885, B. II, p. 119.

[5] Ibid., p. 125.

diese letztere Quelle bei ihm von *Arbeitsquantität* in «Erörterung des Einflusses der *Produktionskosten* auf den Tauschwert»[1] verwandelt.

Dieser Übergang von «Arbeitsquantitäten» zu «Produktionskosten» geschieht bei Knies ohne jeden Versuch einer Begründung und bleibt für einen solchen scharfen Denker eine unerklärte Inkonsequenz.

Verijn-Stuart behauptet: Ricardo hat die Arbeitstheorie nicht grundsätzlich gelehrt. Auch seine *wahre* Meinung wird durch eine allgemeine Kostentheorie repräsentiert, nur ist sie so formuliert, dass dabei der Anteil der Arbeit dialektisch am stärksten hervorgehoben wird und zwar durch Aufstellung sehr einschneidender Voraussetzungen oder Klauseln.[2]

Böhm-Bawerks Meinung deckt sich ganz mit der obigen: «Verijn-Stuart hat richtig entdeckt (?), dass Ricardo eigentlich eine ganz saubere und konsequente allgemeine Kostentheorie entwickelt hat».[3] Später schrieb Böhm-Bawerk: «Den Einfluss des zweiten Faktors stellt er, obwohl er ihn materiell vollständig anerkennt, formell an eine unscheinbare Stelle zurück, indem er durch systematische Voranstellung und oftmalige dialektische Hervorhebung die Arbeit als das leitende Hauptprinzip des Wertes hinstellt. . . . Bei genauerem Zusehen hat er nicht die Arbeitswerttheorie, sondern eine allgemeine Kostentheorie gelehrt.»[4]

Früher war Böhm-Bawerk selbst nicht so überzeugt und so fest in dieser Meinung. In seinem Hauptwerk macht er einmal Ricardo und Smith sogar den Vorwurf, dass sie «die Arbeit als das Prinzip des Güterwertes ohne alle Begründung lediglich als Axiom behauptet haben».[5] Freilich auch dort heisst es an anderer Stelle: «Ricardo spricht sich zu Gunsten eines durch Kapitalverwendung verursachten Zuschlages zum Güterwerte aus»,[6] d. h. also er erkennt das Kapital als ebenbürtigen Produktions-

[1] Kredit, B. II, p. 61.

[2] Zitiere nach dem Referate Böhm-Bawerks im Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, III. F., B. I, p. 378—380.

[3] Ibid.

[4] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, II. Aufl., B. VII, p. 753.

[5] Kapital und Kapitalzins, B. I, 1884, p. 433.

[6] Ibid., p. 110.

und Wertfaktor an. Aber er gibt sofort zu, dass «diese Meinung abgeschwächt wird: I. durch die Stellen, wo der Gewinn vom Arbeitslohn abhängt, II. durch die Aufstellung des Arbeitsprinzips für die primitive Epoche».[1]

Hier wird also der Versuch gemacht, Ricardo selbst die Produktionskostentheorie unterzuschieben, und zwar «als seine wahre Meinung». Diese «wahre Meinung» sucht er jedoch «formell in unscheinbare Stellung zurückzustellen». Dagegen die Arbeitstheorie, «die er grundsätzlich nicht gelehrt hat», «stellt er *systematisch* voraus», «hebt *oftmals* dialektisch als leitendes Hauptprinzip hervor» und «tönt immerfort Arbeit entgegen».

Schon die Behauptung, dass Ricardo zwei von einander grundverschiedene Meinungen hat, ohne sich dessen bewusst zu sein, dürfte bei einem anerkannt so eminenten Logiker kaum Anspruch auf Richtigkeit haben.

Und durch welche Mittel wird diese Interpretation erreicht?

Als «wahre Meinung» werden die in den Sektionen IV und V des Hauptstücks I zugelassene Möglichkeit einer Umgestaltung des Grundgesetzes ausgegeben. Der Umstand, dass Ricardo selbst diese «Umgestaltung als die kleinere Ursache» betrachtet, der «es unrichtig wäre, zu viel Bedeutung beizumessen»,[2] kommt ebensowenig für Böhm-Bawerk in Betracht, wie der, dass alle übrigen Lehren und das ganze Werk Ricardos überhaupt aufgebaut sind bei völliger Ignorierung dieser Umgestaltung, also auf einem der «wahren Meinung» entgegengesetzten Fundament, nämlich auf dem Prinzipe des Arbeitswertes. Übrigens denkt Böhm-Bawerk gar nicht zu leugnen, dass das Verteilungsproblem, diese «Hauptaufgabe der Volkswirtschaftslehre für Ricardo»[3] auf das Prinzip des Arbeitswertes sich stützt. Er gibt selbst zu, dass «die Stellen, wo der Gewinn vom Arbeitswert abhängt, diese wahre Meinung abschwächen» (warum nicht dieselbe völlig umstiessen?). Nur sind alle diese Stellen für ihn nicht massgebend. Wunderlich und unerklärbar ist

---

[1] Kapital und Kapitalzins, Bd. I, 1884, p. 111.

[2] Grundgesetze, p. 25.

[3] Ibid., Vorrede, p. XXIX.

aber, dass diese, der «wahren Meinung» entgegengesetzten, sie abschwächenden, Stellen sogar in denselben Sektionen IV und V sich finden[1] und sogar bei den Fällen der Umgestaltung des Arbeitsgesetzes ihre Gültigkeit nicht verlieren. Ist es denn möglich, dass Ricardo seine «wahre Meinung» über den Wert vortragen wird und in denselben Zeilen, beim selben Gegenstande, «die abschwächenden Stellen» nicht nur zulassen, sondern sogar zur Mitbegründung derselben heranziehen wird?

Und was wird durch diese Interpretation erreicht? Nichts anderes als die Entstellung der Ricardoschen «Grundgesetze». Von einem logischen, geschlossenen System wird ein Gemisch von Inkonsequenzen, einander «abschwächenden Stellen», «prinzipwidrigen, unerklärten Ausnahmen».[2] Wahrlich, wenn die Aufgabe gestellt wäre, die Ricardoschen Lehren zu verunstalten und sie wissenschaftlich zu diskreditieren, so könnte keine für diesen Zweck günstigere Interpretation angewendet werden.

Wenn die «Beurteilung» der Ricardoschen Werttheorie als eine Produktionskostentheorie einigermassen verständlich und erklärlich ist, obgleich auch diese haltlos und ungerecht ist, wie wir oben schon nachgewiesen haben, so ist der Versuch, Ricardo selber diese Theorie als seine «wahre Meinung» unterzuschieben, völlig unverständlich und ganz misslungen.

Cassel ist ebenfalls überzeugt, dass «Ricardo die Preisbildung durch die Produktionskosten» zu erklären sucht, unternimmt aber dies auf eine andere Art zu beweisen. Dass Ricardo nicht zwei gleichbedeutende Faktoren, sondern nur einen, die Arbeit, anerkennt, ist auch seine Meinung. Er findet aber, dass Ricardo «mit seinen zuweilen ziemlich befremdenden Abstraktionen und Voraussetzungen» in letzter Linie «die verschiedenen in der wirklichen Produktion mitwirkenden Faktoren auf einen einzigen zurückführen wolle, *um somit die Preisbildung durch die Produktionskosten erklären zu können*»,[3] denn «die Erklärung der Preisbildung durch die Produktionskosten setzt als notwendige,

[1] Grundgesetze, p. 24 und pp. 28/29.

[2] Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins, B. I, p. 111 und 315.

[3] Die Produktionskostentheorie Ricardos. Zeitschrift für gesamte Staatswissenschaft, 57. Jahrg., 1901, p. 72.

aber auch hinreichende Bedingung voraus, dass alle erforderlichen Produktionsfaktoren sich auf einen reduzieren lassen».[1]

Obgleich Cassel mit keiner Silbe andeutet, worauf sich diese seine Ansicht über die Absichten Ricardos stützt und was ihn verhindert zuzulassen, dass Ricardo auf einem einfacheren und geraderen Wege zu einem Faktor gegriffen hat, nämlich weil er vom Arbeitswert ausgegangen ist, so könnten wir ihm doch diese seine Privatansicht ruhig gönnen, wenn er Ricardo logisch handeln liesse. Der einzige, von Cassel selbst angedeutete, Weg wäre «die Produktionsfaktoren auf einen wirklich reduzieren zu lassen», also das Kapital auf Arbeit zurückzuführen und zum Schluss zu kommen: alle Güter lassen sich auf Arbeit zurückführen, alle Kosten — auf Arbeitskosten. Aber dieser Weg musste Cassel zur Überzeugung führen, dass Ricardo ein Arbeitstheoretiker war. Das will Cassel aber keinesfalls zugeben, und so lässt er Ricardo Ungereimtheiten begehen. Die Reduktion soll bei Ricardo so geführt worden sein, dass er sogar «zu einer kühnen Voraussetzung gegriffen hat, indem er nämlich annimmt, dass die Kapitalbenutzung, die bei irgend einer Produktion erforderlich ist, immer der bei derselben verwendeten Arbeit proportional ist».[2] Nur weicht durch seine Voraussetzungen Ricardo von der Wirklichkeit ganz ab, «was er selbst wusste» (das zeigen die Sektionen IV und V des Hauptstückes I), denn man muss beim ersten Schritt der Anpassung zur Wirklichkeit die Zahl der Faktoren vergrössern, zuerst auf zwei (Arbeit und Kapital) und je weiter desto mehr. Damit bricht die Kostentheorie Ricardos zusammen; die Methode, deren sich Ricardo bedient hat, versagt vollständig.[3]

Ein und dasselbe Malheur verfolgt diese Kosteninterpretationen: nach ihrer Darstellung ist Ricardo alles, nur nicht eine logisch denkende und handelnde Persönlichkeit.

Betrachtet nur: Aus irgend einer doktrinären Voreingenommenheit macht er «befremdende Abstraktionen», «kühne

---

[1] Die Produktionskostentheorie Ricardos. Zeitschrift für gesamte Staatswissenschaft, 57. Jahrg., 1901, p. 69.

[2] Ibid., p. 74.

[3] Ibid., p. 78.

Voraussetzungen»; doch das sich gestellte Ziel kann er nicht erreichen; «er wusste es sogar selbst» und liess noch einen zweiten Faktor wieder zu. Damit ist aber das ganze Unternehmen gescheitert, «die Methode hat versagt» und doch . . . ist er bei ihr hartnäckig stehen geblieben und hat an ihr festgehalten.

Ob nach dem Gesagten eine weitere Widerlegung dieses misslungenen Versuches nötig ist, bezweifeln wir, und da, wie wir schon bemerkt haben, Cassel keine Beweise für die Richtigkeit seiner Darstellung bringt, so ist es überflüssig, sich noch weiter damit zu befassen.

Nur noch bei einem Punkt wollen wir verweilen. Cassel behauptet, dass Ricardo zu seiner Rententheorie als einer Voraussetzung der Werttheorie gelangt ist. Auch Pringsheim schreibt: «Ricardo unternahm seine der Rententheorie bezüglichen Untersuchungen ausgesprochenermassen (?) zur Stützung seiner Lehre vom Wert».[1]

Diese Behauptung ist völlig unzutreffend. Die Rententheorie konnte schon bei Ricardo deshalb nicht als «Voraussetzung» oder «Stütze» seiner Werttheorie entstanden sein, weil ihr Grundgedanke nicht von ihm datiert. Ricardo selbst bescheinigt in der Vorrede zu den «Grundgesetzen», dass «Malthus und gleichzeitig ein Mitglied der Universität Oxford der Welt die richtige Lehre von der Rente dargelegt haben».[2]

Gewiss steht die Rentenlehre in logischem Zusammenhang mit der Wertlehre, aber nicht in dem, welchen unsere Verfasser annehmen, nicht in dem einer einfachen «Voraussetzung» oder «Stütze». Einerseits sehen wir, dass Malthus, ein Gegner dieser Werttheorie, der Entdecker der Rentenlehre ist; anderseits, dass ein so eifriger Anhänger dieser Werttheorie, wie Rodbertus, mit aller Schärfe die Rententheorie bekämpft. Man muss noch in Erwägung ziehen, dass, wenn man eine so wichtige und bedeutungsvolle Theorie, wie die Lehre von der Rente, in welcher eine

---

[1] Die Ricardosche Werttheorie in ihrem Zusammenhange mit den Lehren von Kapital und Grundrente, 1883, p. 33.

[2] Vorrede zu den Grundgesetzen, p. XXX. Siehe darüber: Prof. Leser. Untersuchungen zur Geschichte der Nationalökonomie, 1881.

Reihe von Forschern und Gelehrten die Hauptbedeutung Ricardos sehen (z. B. Dühring, Max Wirth, Bunge u. a.) zu einer einfachen «Voraussetzung» einer andern degradiert, man bei einem wissenschaftlichen Werke jede Perspektive und Symmetrie verliert.

C. Die Einkommeninterpretation.

Manuilow sieht in der ganzen Ricardoschen Werttheorie nur eine Absicht und nur eine Bedeutung: «er hat die Bedingungen bestimmt, unter welchen die Veränderungen in den Verteilungsfaktoren einen Einfluss auf den Tauschwert der Produkte ausüben, im Zusammenhange mit dem Grundfaktor — der Arbeitsverausgabung».[1] «Die Idee, dass die Arbeit die Grundlage der Wertschätzung der wirtschaftlichen Güter bildet, war Ricardo nicht fremd, aber jedenfalls ist sein System nicht auf dieser Idee aufgebaut, sondern auf der Behauptung, dass die Arbeit unter gewissen hypothetischen Bedingungen als Regulator des objektiven Tauschwertes dient.»[2] «Von seinem Gesichtspunkte aus können alle Elemente der Produktionskosten einen Einfluss auf den relativen Wert eines Dinges ausüben; aber bei den von ihm festgestellten Bedingungen ändern sich alle übrigen Elemente, ausser die Steuern, parallel dem einen, der Arbeit, und da diese Bedingungen mit einem grossen Teil der Fälle des realen Lebens sich decken, so folgt daraus, dass die Arbeit ein Hauptregulator, aber nicht der einzige, des Tauschwertes ist.»[3] Dieses geschieht nur, weil «die Arbeit caeteris paribus als ein guter Zeiger für die Veränderungen in den Ausgaben, welche die Kapitalisten machen, dient».[4] Unter den «Produktionsfaktoren, von welchen der relative Wert der Produkte abhängt», versteht Manuilow «die Einkünfte, aus welchen sich die Preise bilden».[5]

---

[1] Der Begriff des Wertes nach der Lehre der Ökonomisten der klassischen Schule (russisch), 1901, p. 132.

[2] Ibid., p. 165.

[3] Ibid., p. 141.

[4] Ibid., p. 132.

[5] Ibid., p. 132.

Als Gesinnungsgenossen in dieser Interpretation Ricardos nennt Manuilow zwei englische Nationalökonomen: Mars'hall und Gonner, «deren Standpunkt er ganz teilt».[1]

Schon bei der ersten Prüfung bricht diese so gekünstelt und gezwungen ausgedachte Interpretation völlig zusammen. Ihre Unnatürlichkeit und Unwahrscheinlichkeit werden vom ersten Augenblick an klar, wenn man bedenkt, wie töricht und unlogisch auch Manuilow Ricardo handeln lässt, um das ihm zugeschriebene Ziel zu erreichen.

Das Ziel soll darin bestehen, «den Einfluss der Veränderungen in den Verteilungsfaktoren auf den Tauschwert» zu zeigen. Was tut Ricardo? er stellt hypothetische Bedingungen auf, «bei welchen die Höhe des Arbeitslohnes und des Gewinnes (der Verteilungsfaktoren) auf den Wert *keine* Wirkung ausüben».[2] Der *einzige* Regulator bleibt unter diesen Bedingungen nur die Arbeitsmenge.

Warum figuriert die «Arbeit» als solcher Regulator? «Weil», antwortet Manuilow, «die Arbeit caeteris paribus ein wirklicher Zeiger der Auslagen der Kapitalisten ist». Wieder einmal eine unerklärliche und unverständliche Dummheit seitens Ricardos. Wusste er denn nicht, dass das einzige, was den Kapitalisten unter *allen* Umständen interessiert und worüber er keinen Augenblick aufhört genaue Rechnung nach doppelter Buchführung zu führen, die Kapitalauslagen sind? Es ist doch klar, wenn man in volkswirtschaftlichen Fragen vom Gesichtspunkte des Kapitalisten ausgeht, und, wie Manuilow Ricardo zuschreibt, *nur* für den relativen Wert der Waren untereinander Interesse hat,[3] so hat man keinen besseren «Zeiger» als die Kapitalauslagen. In den Kapitalauslagen hätte Ricardo einen «Zeiger» zu seiner Verfügung gehabt, der unter allen Umständen gelten musste. Er hätte es dann auch nicht nötig gehabt, hypothetische Bedingungen aufzustellen, welche dazu «nur einen grossen Teil der Fälle umfassen» und zwar «caeteris paribus». — Dieses wenig verdienstvolle Unternehmen wird noch

[1] Der Begrif, des Wertes nach der Lehre der Ökonomisten der klassischen Schule (russisch), 1901, p. 208.

[2] Ibid., p. 132.

[3] Ibid., p. 126.

weniger verdienstvoll und lobenswert, wenn man sich die dabei angewandten Mittel und das erreichte Resultat vergegenwärtigt.

Dass die Mittel in gewaltsamer Aufzwingung einer künstlichen Auslegung und Commentierung der einzelnen Sätze des Meisters bestehen, dass ihm öfters Gedanken in den Mund gelegt werden, die er nicht ausgesprochen hat, das alles leugnen die Anhänger dieser Interpretation selbst nicht. Sie machen sich es, umgekehrt, zu einer Art Pflicht. Manuilow zitiert mit vollem Beifall als «das einzig richtige kritische Verfahren» das von Mars'hall aufgestellte Prinzip: «Ricardo weit zu interpretieren, viel weiter als er selbst Smith interpretiert hat».[1] Wenn Gonner behauptet: Nach der Meinung Ricardos ist die Nützlichkeit der Güter die Grundlage ihres Tauschwertes (obgleich er selbst zugibt, dass Ricardo geneigt ist, von der Arbeit als Grundlage des Wertes zu sprechen), weil er, Gonner, überzeugt ist, dass Ricardo in seinen Gedanken der Arbeit keine solche Bedeutung beigelegt hat, so findet er Manuilows volle Zustimmung.[2]

Wie weit in dieser Richtung von ihnen gegangen wird, und zu welchen Missbräuchen diese gemeinte Pflicht sie verleitet, darüber ein paar Beispiele.

Der Grundsatz Ricardos, «dass die Nutzbarkeit *nicht der Masstab* des Tauschwertes ist»,[3] verwandelt sich in eine Behauptung, dass sie die *Grundlage* desselben ist, und aus dem klaren, oft wiederholten, Satze, dass die Arbeitsmenge «*wirklich die Grundlage des Tauschwertes*»[4] ist, wird sogar das *gerade Gegenteil* herausinterpretiert. Man achtet gar nicht, dass Ricardo ein Grundgesetz aufgestellt hat, dass die Teilung des Produktes zwischen den Klassen der Unternehmer und Arbeiter «*nicht* auf den gegenseitigen Tauschwert einzuwirken vermag»[5] und gerade das Gegenteil will man ihm sogar als die *Aufgabe* seiner Werttheorie zuschreiben. Das ist ein wirklich modernes *freies* Wirtschaften auf dem Acker fremder Gedanken!

---

[1] Der Begriff des Wertes nach der Lehre der Ökonomisten der klassischen Schule (russisch), 1901, p. 207.

[2] Ibid., p. 208.

[3] Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung. Übersetzt von Baumstark, II. Aufl., 1877, p. 1.

[4] Ibid., p. 3.

[5] Ibid., p. 13.

Erreicht wird durch all das nur *ein* Resultat: Dieses gekünstelt aufgebaute Kartenhaus, dem sie den Namen « Ricardosche Werttheorie » gegeben haben, steht ganz isoliert im System Ricardos, findet sich in keinem Zusammenhange mit den übrigen Lehren, von denen einige sogar ihre theoretische Grundlage verlieren. So wird z. B. der Satz unverständlich, warum es « kein Steigen des Tauschwertes der Arbeit ohne Sinken des Gewinnstes gibt » [1] oder warum « das natürliche Streben des Gewinnstes zu sinken ist ». [2]

Oder existieren vielleicht besonders zwingende Gründe für die Annahme dieser Interpretation? Wir wollen die Beweise Manuilows hören und nachprüfen.

Seine Hauptargumentation schöpft Manuilow aus der Sektion II des Hauptstückes I. Dort sucht Ricardo nachzuweisen, dass « die verschiedenen Vergütungen für Arbeit von verschiedener Beschaffenheit » keine Ursaehe der Veränderung im relativen Tauschwert der Güter sei, « weil die verschiedene Würdigung ihre Ausgleichung schon auf dem Markt findet und die Stufenleiter, die einmal gebildet, weniger Abänderung unterworfen ist ». [3] « Da die Untersuchung auf die Wirkung der Veränderungen im gegenseitigen Tauschwerte der Güter und keineswegs auf jene im absoluten Werte (eines jeden für sich) sich bezieht, so, behauptet Ricardo, kommt es wenig auf die Forschung des verglichenen Grades der Schätzung an, in welcher die verschiedenen Gattungen der menschlichen Arbeit stehen. » [4]

Hier ist Manuilow zur Stelle und zieht seine Folgerungen: « Ricardo interessiert sich nicht für den absoluten Wert, das heisst für die Ursachen, warum ein gewisses Gut überhaupt einen Tauschwert hat ». [5] « Ricardo stellt sich nicht die Frage, ob die Schätzung eines Dinges sich ändern wird, weil seine Produktion mehr Arbeit als früher fordert. » [6] Nur weil die verschiedenen Schätzungen als unveränderlich angenommen werden, üben sie

---

[1] Grundgesetze, p. 24.
[2] » p. 92.
[3] » p. 10.
[4] » p. 11.
[5] Manuilow, p. 127.
[6] » p. 128.

keinen Einfluss auf den Wert aus. Wäre aber die Relation veränderlich, «so hätte die Arbeit nicht mehr als Massstab des Wertes dienen können»[1] und «Ricardo wäre genötigt, auch die Belohnungshöhe der Arbeiter in die Betrachtung hineinzuziehen».[2]

Diese Folgerungen sind, obgleich sehr kühn, doch völlig haltlos, teils logisch unzulässig, teils sogar tatsächlich falsch.

A. Es ist *nicht* richtig, dass Ricardo für den absoluten Wert sich gar nicht interessiert hat. In Sektion I des Hauptstückes vom Wert behandelt er ihn ganz klar, und auf die Frage: «ob die Schätzung eines Dinges sich ändern wird, weil seine Produktion mehr Arbeit als früher erfordert?» antwortet Ricardo klar und deutlich auf pp. 15—18 und mehrmals später. Eine Aufgabe, welche Manuilow ihm aufdrängt: die verschiedenen Veränderungen im absoluten Wert auch weiter zu behandeln, konnte Ricardo nicht erfüllen, denn dann hätte er eine Geschichte der Warenproduktion und der Warenarbeitspreise schreiben müssen, aber keine Grundgesetze der Volkswirtschaft.

B. Diese Folgerung Manuilows ist schon in ihrem Ausgangspunkte falsch. Nicht deshalb üben die verschiedenen Schätzungen der verschiedenen Arbeitsarten nach Ricardo keinen Einfluss auf den Tauschwert aus, weil «die Stufenleiter unveränderlich ist», sondern «weil sie schon auf dem Markte ihre Ausgleichung finden». Die wirkende, ausgleichende Macht ist die Konkurrenz auf dem Markte. Die Unveränderlichkeit der Stufenleiter ist nur eine Bedingung, die, ohne die Erscheinung in ihrem Wesen zu ändern und zu beeinflussen, die Untersuchung vereinfacht.

Was nun, wenn die Stufenleiter leicht veränderlich wäre? Manuilow beeilt sich, dadurch auch das Arbeitsgesetz zu Fall zu bringen. Keine Spur davon! Die ausgleichende Tätigkeit des Marktes, die Ricardo einmal anerkannt hat, hätte öfter in Anspruch genommen werden müssen. Es ist ja nicht einzusehen, warum diese ausgleichende Macht, die einmal ihre Wirkung ausgeübt hat, auch nicht wieder und wieder wirken sollte.

Somit ist der zwingende erste Beweis Manuilows, wie uns scheint, genügend abgetan und der Unrichtigkeit überwiesen.

[1] Manuilow, p. 128.
[2] » p. 129.

Dasselbe System der indirekten Beweisführung wendet Manuilow auch auf alle übrigen Voraussetzungen des Ricardoschen Systems an, um von ihrer Bedingtheit Profit für seine Interpretation herauszuschlagen. Wie bekannt, sind unter diesen Voraussetzungen besonders wichtig: die gleiche Höhe des Arbeitslohnes und des Gewinnes, weil nur unter diesen Voraussetzungen es möglich ist anzunehmen, dass jede Veränderung in der Höhe derselben für längere Zeit allgemein wirken muss.

Nun triumphiert Manuilow wieder: Wenn diese Voraussetzungen nicht erfüllt werden, dann erkennt ja Ricardo selbst an, dass die verschiedene Höhe der Einkünfte ihre Einwirkung auf den Tauschwert ausüben werde, also . . . erkennt Ricardo nicht bedingungslos an, dass die Arbeit die Grundlage des Tauschwertes der Güter ist, sondern nur, dass «sie unter gewissen Bedingungen *cæteris paribus* eine richtige Zeugerin der Veränderungen in den Ausgaben, welche die Kapitalisten machen, ist».[1]

Wiederum allzu kühne und für *seine* Sache ganz unnütze Schlüsse.

Gewiss hätte der Arbeitswert bei Abwesenheit der obigen Voraussetzungen sich nicht durchzusetzen vermocht. Aber diese Voraussetzungen sind nur eine Folge von der *einen* grossen allgemeinen Voraussetzung: Von der Existenz freier Persönlichkeit, freien Vertrages, freier Konkurrenz, freier Verwaltung und Disponierung des Arbeiters über sich und der Kapitalisten über sich und über ihre Kapitalien. Gewiss wäre es bei Abwesenheit dieser Voraussetzung nicht möglich, von einem Arbeitswertgesetze zu sprechen; aber zugleich — auch nicht von allen andern im System Ricardos dargelegten Gesetzen. Die «Grundgesetze» wären dann entweder gar nicht geschrieben worden, oder wir hätten von Ricardo etwas ganz anderes erhalten. Ohne diese Voraussetzungen wäre es gewiss unmöglich, das Arbeitsgesetz durchzuführen. Aber auch die Manuilow so gelegene «Einkünfteninterpretation» der Ricardoschen Wertlehre wäre nicht minder unmöglich geworden. Manuilow hat also mit dem Bade auch das Kind ausgeschüttet!

Im ganzen passt das von Manuilow entworfene Bild mehr auf die Werttheorie John Stuart Mills. Aber nach seiner eigenen

---

[1] Manuilow, p. 131/132.

Charakteristik «hat die Ricardosche Werttheorie in dessen Formulierung ihre eigentümlichen Züge, welche sie zu einer Arbeitstheorie macht, verloren».[1]

Noch ein paar derartiger indirekter Beweise führt Manuilow für seine Auslegung an, aber nicht mehr aus dem theoretischen Teile der Grundgesetze, sondern aus dem Teile über die Besteuerung und aus den Gelegenheitsschriften Ricardos. Zu direkten Beweisversuchen hebt er sich nur bei den Bruchstücken aus den Briefen Ricardos empor. Nach dem bereits Gesagten halten wir es jedoch für überflüssig, ihm auch dorthin zu folgen.

D. Die empirische Interpretation.

Auf einem ganz anderen Standpunkte steht Pringsheim. Er zweifelt gar nicht, dass Ricardo prinzipiell auf dem Boden des Arbeitswertes steht und dass für ihn «der Wert des Gutes lediglich von der auf seine Produktion verwendeten mittelbaren und unmittelbaren Arbeit abhängt».[2] Seine Interpretation beschränkt sich nur auf die Erklärung, wie Ricardo zu dem Arbeitsprinzip gelangt ist. Für ihn ist der Gang der Ricardoschen Untersuchung folgender: «Die Gleichstellung der Gewinne bewirkt, dass die Waren sich im Verhältnis der auf ihre Produktion verausgabten Arbeitsmengen vertauschen. Aus dieser Voraussetzung — soweit sie zutrifft, eine nüchterne Tatsache des Geschäftslebens — . . . leitet sich die Ricardosche Werttheorie ab. . . Er will nur erklären, dass, wenn sich die Gewinne gleichstellen, auch die Waren gemäss den in ihnen verkörperten Arbeitsmengen vertauscht werden. Die Gleichheit der Gewinne ist die Achse der gesamten Wirtschaftsordnung und damit auch der Wertbildung».[3] «Die Lehre von der Arbeit als Prinzip und Massstab des Wertes . . . ist nur eine Folgerung aus einem andern Satze, dem Satze von der Gleichheit der Gewinne.»[4]

Dass auch diese empirische Interpretation keine einfache, ungezwungene Darstellung des Ricardoschen Gedankenganges

[1] Manuilow, p. 203.

[2] Die Ricardosche Werttheorie etc., p. 33.

[3] Die Ricardosche Wertlehre, etc., p. 52.

[4] Ibid., p. 53.

ist, gibt Pringsheim selbst zu, indem er sagt: Die systematische Ableitung, «wie sie oben gegeben, findet sich bei Ricardo allerdings nicht».[1]

Dieser «Ableitungsversuch» ist somit gewissermassen vom Verfasser selbst diskreditiert, doch lässt sich auch direkt beweisen, dass er unrichtig und misslungen ist.

I. «Die Gleichstellung der Gewinne» bewirkt etc. Aber dieselbe «Gleichstellung der Gewinne» verursacht nach Ricardo selbst Abweichungen vom Arbeitsgesetze, «Umgestaltung» desselben. Ist es denn möglich und logisch zulässig, dass Ricardo ein solches für das Arbeitsgesetz, von ihm selbst als zweischneidige Waffe anerkanntes Prinzip als «Grundlage» und theoretischen Ausgangspunkt des Arbeitswertes benutzen wird?

II. Es ist dazu noch tatsächlich falsch, wenn Pringsheim behauptet, dass die «Gleichheit der Gewinne die Achse der gesamten Wirtschaftsordnung ist». Der Gewinn überhaupt ist nach Ricardo nur derjenige Teil des Produktionsertrages, der nach Auszahlung der Arbeitslöhne übrig bleibt; seine Höhe hängt von der des Arbeitslohnes ab. Eine Gleichheit der Gewinne ist nur insofern möglich, als der primäre Faktor der Verteilung zu einer Gleichheit, «dem natürlichen Preise der Arbeit», strebt, und somit als allgemeine Grundlage der Gleichheit des sekundären Verteilungsfaktors, des Gewinnes, dient. Pringsheim sucht für seinen Ableitungsversuch den Umstand auszunützen, dass «Ricardo keineswegs sich abgeneigt zeigt, die Werttheorie zu modifizieren, wo sie der Gleichheit der Gewinne, ihrer Voraussetzung, widerspricht».[2] Aber auch dieser Beweis spricht nur scheinbar dafür. Wir haben oben gesehen, dass bei der Frage der «Umgestaltung» des Arbeitsgesetzes *entweder* die Gleichheit des *Arbeitslohnes oder* des *Gewinnes* in Frage gestellt wurde. Von diesen beiden kam die Gleichheit des Arbeitslohnes für Ricardo gar nicht in Betracht, weil sie das Primäre ist und dazu in seinen Anschauungen über das Bevölkerungswesen tiefe Wurzel hatte. Aber *auch* die Gleichheit der Gewinne konnte und wollte er nicht freigeben.

---

[1] Die Ricardosche Wertlehre. etc., p. 52.

[2] Ibid., p. 55.

III. Dieser «empirische» Versuch ist aber von Anfang an auf Sand, ohne jede Fundamentierung gebaut. Man bemerke nur: das Arbeitswertgesetz soll demnach von den einfachen Tatsachen des «geschäftlichen Lebens» abgeleitet sein, und doch lässt Ricardo «im geschäftlichen Leben» Umgestaltungen zu, während es nach ihm in reiner Form, ohne jede Modifizierung, «nur in den frühesten Stufen der Gesellschaft sich verwirklicht»;[1] auch «leitet» Ricardo tatsächlich sein Arbeitsgesetz gerade auf dem umgekehrten Wege ab und beginnt seine Untersuchung «auf den frühesten Stufen der Entwicklung der Gesellschaft».[2]

E. Die Seltenheitsinterpretation.

Prof. Conrad findet, dass Lassalle und Marx «der Ricardoschen Lehre von den Ursachen des Wertes eine missverständliche Auffassung» gegeben haben, denn Ricardo «misst der Seltenheit der Güter einen bedeutenden Einfluss bei und übersieht sie keineswegs, wie es später von den Sozialisten getan ist».[3]

Diese Auffassung des gelehrten Professors ist einigermassen befremdend und unerklärlich. Entweder bezieht sie sich auf die «Seltenheitsgüter», dann ist sie nichtssagend für Ricardo, aber auch nicht zutreffend für «die Sozialisten», denn Marx ist es z. B. gar nicht eingefallen zu leugnen, dass solche Güter nicht unter das Gesetz des Warenwertes untergebracht werden können, dass sie nicht nach dem Verhältnisse der auf sie verausgabten Arbeit geschätzt werden. Marx hat ja die Existenz von Monopolpreisen offen zugegeben und solcher «Seltenheitspreis» ist ja im Grunde genommen nichts anderes als Monopolpreis. Wenn aber Prof. Conrad mit obiger Behauptung Ricardo zuschreiben will, dass er sogar innerhalb der Kategorie «der beliebig vermehrbaren Güter» der Seltenheit irgendwelche Bedeutung beimisst, so wäre das gleich, Ricardo eine contradictio in adjecto zuzumuten. Der scheinbare Widerspruch zwischen

[1] Grundgesetze, p. 30.
[2] Ibid. p. 2/3.
[3] Grundriss zum Studium der politischen Ökonomie, T. I, Aufl. III, 1900, p. 334.

Marx und Ricardo in der Formulierung der « Substanz » oder « Quelle » des Wertes erklärt sich einfach aus der Verschiedenheit der Standpunkte beider Verfasser, von welchen sie die Wertphänomen untersuchen. Darüber später.

Im Zusammenhange mit diesem Seltenheitswerte steht ein Einwand, welcher zuerst von Knies erhoben, dann unzählige Mal wiederholt, und auch von Prof. Conrad selbst vorgebracht wurde.

Der Einwand lautet: Ricardo hat der Seltenheit einen zu geringen Einfluss in der ganzen Volkswirtschaft beigemessen. Er hat sich geirrt, insbesondere als er annahm, dass der Boden schlechtester Qualität als freies Gut zu betrachten sei, denn der Boden *aller* Qualitäten ist beschränkt und stellt daher ein wirtschaftliches Gut dar, welches die Existenz einer absoluten Rente hervorruft.[1]

Auch Manuilow findet, dass dieser Einwand sehr richtig und bedeutend sei, denn wenn man einmal, wie Ricardo, anerkennt, dass die Seltenheit eine Quelle und Ursache des Wertes sei, so muss der Grund und Boden durch seine Beschränktheit stets einen besondern Wert ausser dem Arbeitswert haben.[2]

Ohne sich hier in die Diskussion über die Ricardosche Rententheorie einzulassen, möchten wir nur bemerken, dass eine Waffe gegen die Werttheorie aus diesem Umstand zu machen nur möglich ist, bei Verwechslung des Wertes des Bodens mit dem der Bodenprodukte. Lassen wir, wie gesagt, den Preis des Bodens selbst bei Seite. Bei der Existenz des Privateigentums ist es ja möglich zuzulassen, dass auch der Boden schlechtester Qualität irgend einen Preis haben wird und zwar nach Ricardo, wegen des Gesetzes des abnehmenden Bodenertrages, einen Zukunftspreis, weil er in naher oder fernerer Zukunft nicht nur den üblichen Gewinn, sondern sogar eine Rente abwerfen wird. Aber dieser Umstand allein ist noch nicht genügend, um zu bewirken, dass die Bebauung eines solchen Bodens schon in der Gegenwart lohnend erscheinen soll, solange das gesellschaftliche Bedürfnis an Bodenprodukten noch nicht so

[1] Knies, Der Kredit, II, p. 61, 68, Wieser, Der natürliche Wert, p. 116 ff., Conrad, Grundriss. I, p. 335 und p. 17.

[2] Der Begriff des Wertes, etc., p. 54.

weit gestiegen ist, dass eine solche Bodenqualität in Bebauung genommen werden muss. Auch dann wäre von einer Rente noch keine Rede! Solange aber nicht nachgewiesen wird, dass *jeder* Boden nicht nur einen Preis hat, sondern dass er Gewinn und *Rente* abwirft, dass es also lohnend sei, jeden Boden zu bebauen, solange können wir bei der Behandlung der Werttheorie an dieser Frage ruhig vorübergehen, unbesorgt und unbekümmert um das Schicksal der Arbeitswerttheorie, der von dieser Seite wahrlich keine Gefahr droht.

V. Kritik der Ricardoschen Werttheorie.

Durch die bisherige Untersuchung haben wir nachzuweisen uns bemüht, dass die Ricardosche Werttheorie richtig verstanden und konsequenterweise nur als Arbeitstheorie ausgelegt, behandelt und beurteilt werden muss. Mithin unterliegt sie allen Einwendungen und Widerlegungsversuchen, die gegen das Arbeitswertprinzip, seine Anwendung und deren Folgen von verschiedenen Seiten gemacht worden sind. Doch liegen diese Erörterungen ausserhalb unserer Aufgabe. Besteht doch dieselbe, wie wir in der Einleitung auseinandergesetzt haben, darin: 1. den Nachweis zu liefern, dass die Ricardosche Werttheorie eine Arbeitstheorie ist und 2. das genaue nähere Verhältnis zu untersuchen, in welchem diese und die Marxsche Werttheorie sich zu einander befinden. Deshalb werden wir in unserer Kritik die Ricardosche Werttheorie nur als Arbeitstheorie beurteilen: was sie für das Arbeitsprinzip geleistet hat, und in welchen Punkten sie versagt hat, wo die wissenschaftlichen Nachfolger Ricardos also weitere Fortschritte zu machen hatten, oder gar neue Bahnen einzuschlagen genötigt waren.

Seine Hauptaufgabe sah Ricardo «in der Darlegung der Gesetze, welche die Verteilung der Güter zwischen den drei Klassen der Gesellschaft anordnen»,[1] und als Basis dafür diente ihm die Werttheorie. Demnach entsteht bei der Beurteilung seiner wissenschaftlichen Leistung vor allem die Frage: wie hat er diese seine Hauptaufgabe ausgeführt? und ob ihm dabei der Arbeitswert als leitender, massgebender Gesichtspunkt gedient hat?

[1] Grundgesetze, Vorrede, p. XXIX.

Die Antwort kann nur befriedigend und anerkennend lauten. Auf Grundlage des Arbeitswertes hat er mit voller Schärfe und Präzision die Gesetzmässigkeit der Verteilung nachgewiesen, und die Gesetze derselben tief, wissenschaftlich begründet.[1] Wie er dies erreicht hat, darüber lassen wir nachstehende Ausführungen Prof. Siebers folgen, denen wir uns im grossen und ganzen anschliessen. « In seiner Lehre finden wir schon eine ganz präzise Lösung aller Aufgaben, welche in Verbindung stehen mit der Frage, wie entsteht der reine Profit von der Produktivität der Arbeit bei Kauf und Verkauf der Arbeitskraft? Hier ist gezeigt: 1. dass die in den Waren enthaltene Arbeit ein völlig universeller Massstab ihrer Tauschproportionen ist; 2. dass diese Arbeit und noch nicht verausgabte Arbeitskraft bei weitem nicht dasselbe ist, und 3. dass, obgleich der reine Profit im Preise oder Tauschwerte der Produkte ausbezahlt wird, dies nur eine gewisse Form ist, denn die Bildung und Produktion des Profits vollzieht sich in den Werkstätten und fliesst aus der Produktivität der Arbeit der Lohnarbeiter ».[2]

Die Grösse dieser wissenschaftlichen Leistung erkennt auch Engels offen an. Er schreibt: « aus der Bestimmung des Warenwertes durch die in der Ware realisierte Arbeitsmenge leitet Ricardo die Verteilung des den Rohstoffen durch die Arbeit zugesetzten Wertquantums unter Arbeiter und Kapitalisten ab, ihre Spaltung in Arbeitslohn und Profit (d. h. hier Mehrwert). Er weist nach, dass der Wert der Waren derselbe bleibt, wie auch das Verhältnis dieser beiden Teile wechsle, ein Gesetz bei dem er nur einzelne Ausnahmsfälle zugiebt. Er stellt sogar einige Hauptgesetze über das wechselseitige Verhältnis von Arbeitslohn und Mehrwert (in der Form von Profit gefasst), wenn auch in zu allgemeiner Fassung, fest, und weist die Grundrente als einen unter bestimmten Umständen abfallenden Überfluss über den Profit nach. »[3] Dass Ricardo die Wichtigkeit der oben

---

[1] Vergl. Marx: « Ricardo *zerfällt* den Warenpreis in diese Bestandteile (Arbeitslohn und Mehrwert). Die Wertgrösse ist also der Preis », Kapital, B. II, p. 384.

[2] Ricardo und Marx, p. 329.

[3] Vorwort zum B. II « Das Kapital » 1885, p. XIII/XIV.

erwähnten Aufgabe nicht überschätzt hat, und dass in ihrer Lösung eines der Hauptverdienste Ricardos liegt, bestätigt auch Marx, denn auch er findet, dass, «ganz so wichtig, wie es war, den Wert in Arbeit aufzulösen, ganz so wichtig war es den Mehrwert, der sich in einem *Mehrprodukt* darstellt, in *Mehrarbeit.* Dies ist in der Tat bei *A. Smith schon gesagt und bildet ein Hauptmoment in Ricardos Entwicklung.*» [1]

Der Umstand, dass Marx später auf Grund derselben Prinzipien auf dem Gebiete der Verteilung ein ganz neues, kolossales Gedankengebäude in ganz anderem Stile aufgeführt, und ganz andere, öfter geradezu entgegengesetzte, Konsequenzen gezogen hat, kann dieses günstige Urteil über die Leistung Ricardos auf diesem Gebiete nur wenig beeinträchtigen. Lagen doch die Ursachen dieser Differenzen nur zum ganz kleinen Teile innerhalb der Sphäre der Werttheorie. Im grossen und ganzen aber waren es nur Folgerungen aus der Verschiedenheit in den historischen, soziologischen und philosophischen Ansichten dieser beiden Männer.

Weniger befriedigende, feste, anhaltende und tiefe Resultate zeigt der Aufbau der Werttheorie selbst, ihre Begründung und Ausführung. Wenn auch hier bei Ricardo ein grosser Fortschritt in der Entwicklung des Arbeitswertprinzips im Vergleich zu der Theorie Smiths einerseits und vieler «Nachfolger» anderseits aufzuweisen sei, so leidet sie doch auch bei ihm an vielen Schwächen, Lücken und Unklarheiten. Manche Seiten und wichtige Punkte sind nur oberflächlich, vorübergehend berührt, an den termini technici wird nicht festgehalten. Durch alles das hat Ricardo zu den späteren vielen Missdeutungen, Verunstaltungen und schiefen Auslegungen seiner Theorie selbst viel beigetragen. Das Schlimmste aber war, dass Ricardo selbst eine grosse Bresche gelassen hat, durch die jeder Gegner frei hineindringen konnte, um seine ganze Arbeit umzustürzen und zu vernichten. — Untersuchen wir die Schwächen und Mängel der Ricardoschen Werttheorie in ihren Grundzügen näher.

«Was blieb dem Verfasser «des Kapitals» ausser der umständlicheren, genaueren und verständlicheren Formulierung noch

---

[1] Manuskript Zur Kritik, «Das Kapital», B. II, 1885, p. XV.

übrig?» fragt Prof. Sieber, und antwortet: «Nur das, nachzuweisen, dass die Produktivität der Lohnarbeit keine Tatsache ist, die ausserhalb der Bedingungen von Raum und Zeit steht, sondern ein Ergebnis ist aus der Anwendung von Mehrarbeit in Mehrzeit um die Schaffung von Mehrwert oder Mehrprodukt.» [1]

Dies Urteil ist in zwei entgegengesetzten Hinsichten nicht zutreffend. Einerseits ist es überschätzend, wenn Prof. Sieber meint, nur dies eine Problem habe Ricardo ungelöst gelassen. Wir werden im weiteren nachzuweisen suchen, dass es solcher Punkte mehrere gibt. Anderseits ist es unterschätzend, wenn Prof. Sieber behauptet, Ricardo hätte diese Frage offen gelassen, und wenn er die Lösung dieser Frage «dem Verfasser des Kapitals» als dessen Hauptaufgabe zumisst. Wir haben oben die eigenen Worte von Marx und Engels zitiert, aus welchen hervorgeht, dass nach der Meinung Beider dies schon von Ricardo nachgewiesen worden sei, und Marx sieht darin sogar «ein Hauptmoment in Ricardos Entwicklung».

Ratner sieht seinerseits den Haupt- und Grundfehler der Ricardoschen Werttheorie darin, «dass er die bürgerliche Wirtschaft nicht als ein besonderes historisches Moment, das sich durch spezifische Züge charakterisiert, hervorgehoben hat, obgleich diese Züge von wesentlicher Bedeutung sind. Die Beweise für den Arbeitswert hat er aus den primitiven, einfachen Verhältnissen, die sich durch die Einförmigkeit ihrer Tauschakte auszeichnen, geschöpft, und dann angenommen, dass ein solches Gesetz auch in der gegenwärtigen Gesellschaft herrsche. Infolge dessen entstand ein abstraktes Gesetz, welches auf die gegenwärtige Wirtschaft übertragen wurde, ohne unmittelbaren Zusammenhang mit den konkreten Bedingungen unserer Zeit». [2]

Diese Gedanken sind weder originell, noch neu. Sie sind an und für sich von Marx entlehnt. Neu und zugleich unrichtig ist nur die spezielle Anwendung derselben auf die Ricardosche Werttheorie, nämlich die Behauptung, es liege darin der Grundfehler derselben. Gewiss ist der Mangel an historischem Sinne und Verständniss sehr bedauerlich bei Ricardo; aber seine Folgen

---

[1] Ricardo und Marx, p. 329.

[2] Marx und sein russischer Kritiker. Russkol Bogatstwo, 1897, Mai, p. 104.

waren für die Werttheorie nicht von so grosser, fundamentaler Bedeutung, denn es ist grundfalsch, dass Ricardo die « charakteristischen Züge der gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung verkannt habe ». Gerade umgekehrt führte dieser Mangel zur Verkennung und Verleugnung aller anderen Wirtschaftsformen, in der Vergangenheit, wie in der Zukunft, und zur Verewigung der kapitalistischen Ordnung. Ratner kennt den diesbezüglichen Einwand Marxens und stimmt sogar Marx vollständig zu, wenn er von Ricardo sagt: « die Parallelogramme Owens scheinen die einzigen Gesellschaftsformen, die er ausser der bürgerlichen kannte ».[1]

Es ist ebenso falsch, wenn Ratner behauptet, dass Ricardo « Beweise für das Arbeitsgesetz aus den primitiven Epochen schöpft ». Erstens sind « die primitiven Epochen » bei Ricardo mit allen charakteristischen Kennzeichen und Merkmalen der kapitalistischen Epoche ausgerüstet. Die Teilung der Arbeit, und die Teilung der Gesellschaft in Klassen, die Voraussetzung voller Freiheit und Ungebundenheit in der Verfügung über sich und sein Eigentum, und, als deren Folge, die freie Konkurrenz der Kapitalisten und Arbeiter untereinander, alle diese Eigenschaften, mit denen Marx die kapitalistische Ordnung charakterisiert, finden sich schon in den Ricardoschen « primitiven Epochen ». Es ist somit zweifelhaft, ob man überhaupt noch von einer besondern « primitiven Epoche » bei Ricardo zu sprechen befugt ist. Zweitens « beweist » und deduziert ja Ricardo gar nicht von einer « Epoche » auf die andere. Er berührt die primitive Epoche nur vorübergehend und zwar war er dazu genötigt durch die Polemik mit Smith, der einen prinzipiellen Querstrich zwischen diesen beiden Epochen zu ziehen suchte. Das bestritt Ricardo entschieden.

In Wirklichkeit gehört es zu den Schwächen Ricardos, dass er das Arbeitsprinzip und das Arbeitsgesetz wenig begründet und « beweist », sondern seine Sätze stets logisch entwickelt und folgert, unbekümmert um ihre Fundierung, ein Umstand, auf welchen mehrmals seitens der Gegner aufmerksam gemacht worden ist. Freilich sind diese Letzteren allzuweit in ihren Behauptungen gegangen, wenn sie sagten, Ricardo hätte das

[1] Kapital, B. I, 3. Aufl., 1883, p. 45, Nota.

Arbeitsprinzip *gar* nicht begründet und *nur* als Axiom hingestellt. Dies ist, wie wir nachgewiesen haben, weit übertrieben, denn wenn die *direkten* Beweise mangelhaft sind, so gibt es doch bei ihm noch indirekte Beweise und Anhaltspunkte für die Gültigkeit dieses Gesetzes. Doch kann und darf hier, in der Kritik der Ricardoschen Werttheorie, dieser Mangel an klarer Beweisführung und Begründung des Grundgesetzes nicht unerwähnt bleiben.

Aber obgleich Ricardo die spezifischen Eigenschaften der bürgerlichen Gesellschaft gekannt hat, so hat doch anderseits seine Verkennung der historischen Bedingtheit der kapitalistischen Produktionsweise und seine Betrachtung derselben als «ewige Naturform gesellschaftlicher Produktion» verhindert das volle Verständnis des Wertproblems. Darin, meint Marx, liegt die Ursache, warum es der klassischen politischen Ökonomie «nie gelang, aus der Analyse der Ware und spezieller des Warenwertes die Form des Wertes, die ihn eben zum Tauschwert macht, herauszufinden».[1]

Wir lassen die Frage offen, ob wirklich dieser Mangel an historischem Sinne die völlige Analyse des Wertes verhindert hat. Jedenfalls ist es für die Ricardosche Werttheorie von unheilvoller Bedeutung gewesen, dass er für die Analyse des Wertes selber, des absoluten Wertes und des Prozesses der Entstehung und Bildung desselben, so wenig Interesse gehabt hat. Nur kurz, vorübergehend und in allgemeinen Worten spricht er von der Entstehung des Wertes. Tatsächlich lässt er ihn nachher sich in Profit und Arbeitslohn spalten,[2] aber er hat dies niemals ausführlich behandelt, sogar nicht einmal klar und deutlich formuliert. Marx hat wiederholt auf den Grundmangel der Ricardoschen Werttheorie hingewiesen, dass Ricardo «den Mehrwert nicht als besondere Kategorie geschieden hat von den besonderen Formen, die er in Profit und Grundrente erhält. Daher viel Irrtum und Mangelhaftigkeit in der Untersuchung».[3] Was für ein grosses Untersuchungsfeld Ricardo dadurch ganz aus

[1] Kapital, I, p. 50, Nota.

[2] «Seine Profittheorie ist tatsächlich eine Mehrwerttheorie.» Marx' Kapital, B. II, p. 205.

[3] Manuskript «Zur Kritik», Vorwort zu «Kapital», B. II, p. XIII.

seinen Händen gegeben hat, das erkennt man erst vollständig, wenn man die Ausführungen, Analysen und Folgerungen kennt, welche Marx später auf diesem Gebiete, von denselben Grundgedanken und Prinzipien ausgehend, gemacht hat. Man erkennt dann klar, dass durch die Freigebung der Analyse des absoluten Werts und Mehrwerts die Ricardosche Werttheorie nicht mehr auf Vollständigkeit Anspruch machen kann. Man erkennt zugleich auch, dass hier für die Nachfolger Ricardos ein grosses Feld für originelle Weiterentwicklung der Arbeitstheorie lag; man erkennt hier zugleich auch die Originalität Marx' und lernt sie schätzen und würdigen.[1]

In dieser Vernachlässigung des absoluten Wertes liegt auch die eigentliche Ursache eines weiteren Grundfehlers der Ricardoschen Werttheorie, nämlich, dass Ricardo keine klare, präzise, schroffe Scheidung zwischen der lebendigen Arbeit, zwischen dem auf Arbeitslohn ausgegebenen, variablen Kapital und der angehäuften Arbeit, dem konstanten Kapital, gegeben hat. Hätte nicht seine Werttheorie sich als Ganzes dagegen gesträubt, so könnte man öfter wirklich auf die Vermutung kommen, auch die angehäufte Arbeit, das Kapital, sei nach Ricardo produktiv. Diese Tatsache wurde auch von vielen seiner Gegner ausgenützt, die den Versuch machten, ihn als einfachen Produktionskostentheoretiker hinzustellen. Die Unklarheit verschlimmert sich noch dank «der» — wie Marx sich ausdrückt — «unkritischen Aufnahme der Smithschen Konfusion der Kategorien fixes und zirkulierendes Kapital»,[2] denn durch die Zusammenwerfung des variablen Kapitals mit einem Teil des konstanten, d. h. mit den Auslagen auf Arbeitsmaterialien (Roh- und Hilfsstoffe), in eine und dieselbe Kategorie des «zirkulierenden Kapitals» konnte man den Irrtum begehen, jene Vermutung als das, was sie *nicht* ist, als Wahrheit, zu betrachten. Dass Ricardo nicht zu den Produktionskostentheoretikern gerechnet werden kann, haben wir genügend nachgewiesen, und wir haben es nicht mehr nötig, hier darauf einzugehen.

---

[1] Vergleiche Engels, Vorwort zu B. II «Das Kapital»: «Marx untersuchte die Arbeit auf ihre wertbildende Qualität und stellte zum erstenmal fest, welche Arbeit und warum und wie sie Wert bildet.» p. XIX.

[2] Kapital, B. II, p. 199.

Folgende Umstände haben jedoch beigetragen, die schädlichen Folgen dieser Unklarheit und Konfusion, wenn nicht ganz aus der Welt zu schaffen, so doch bedeutend abzuschwächen:

1. Ricardo selbst betrachtet die Teilung in stehendes und umlaufendes Kapital als « eine nicht wesentliche Einteilung, bei welcher auch die Grenzlinie nicht gezogen werden kann ».[1] Eine solche « unwesentliche Einteilung » kann und darf also nicht als Hebel dienen, um das Arbeitsprinzip bei Ricardo aus den Angeln zu lösen.

2. Ricardo hat das Wertproblem, wie wir wissen, hauptsächlich und ausführlich nur vom Standpunkte des Zirkulationsprozesses, der Realisierung der Werte im Austausch der Waren gegen einander, behandelt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verliert die Teilung in lebendige und angehäufte Arbeit, d. h. in variables und konstantes Kapital, ihre akute Bedeutung, und die andere Teilung des Kapitals in fixes und zirkulierendes hat ihre Berechtigung. Damit lässt sich auch erklären, warum Ricardo diese « Konfusion » überhaupt herübergenommen hat. « Vom Standpunkte des Zirkulationsprozesses stehen auf der einen Seite die Arbeitsmittel: fixes Kapital, auf der andern Seite das Arbeitsmaterial und der Arbeitslohn: flüssiges Kapital, . . . und es ist dann gleichgültig, in welchem Verhältnisse ein gegebenes Wertquantum zirkulierenden Kapitals sich in Arbeitsmaterial und Arbeitslohn teilt. »[2]

3. Marx macht noch auf einen weiteren Umstand aufmerksam. Bei genauerem Zusehen stellt sich nämlich heraus, dass « der in Arbeitsmaterial (Roh- und Hilfsstoffen) ausgelegte Wertteil des Kapitals auf keiner Seite erscheint. Er verschwindet ganz. Er passt nämlich nicht auf die Seite des fixen Kapitals, weil er in seiner Zirkulationsweise ganz mit dem in Arbeitskraft ausgelegten Kapitalteil zusammenfällt. Und er darf anderseits nicht auf Seite des zirkulierenden Kapitals gestellt werden, weil damit die von A. Smith übertragene und stillschweigend durchlaufende Gleichstellung des Gegensatzes: fixes und zirkulierendes Kapital mit dem Gegensatz: konstantes und variables

---

[1] Grundgesetze, p. 20.

[2] Karl Marx, Kapital, B. II, p. 196/197.

Kapital sich selbst aufhöbe. Ricardo hat zu viel logischen Instinkt, um das nicht zu fühlen, und daher verschwindet dieser Kapitalteil ganz und gar ». [1]

Ricardo hat also wenig Interesse für den absoluten Wert, und obgleich er sich über das Prinzip desselben klar ausgesprochen und die Grundbedingung für dessen Analyse festgelegt hat, hat er ihn doch vernachlässigt und hat sich somit, mit dem Schlüssel in der Hand, das volle Verständnis und den klaren Blick hinter die Coulissen der kapitalistischen Produktionsweise verschlossen. Das lässt er selbst durchblicken. [2]

Es ist aber völlig unzutreffend, wenn Engels in Folgendem « einen der zwei Punkte » sehen will, « an welchen die Ricardosche Schule zu Grunde gegangen ist », nämlich: « die Arbeit ist das Mass des Wertes. Nun hat aber die lebendige Arbeit im Austausch mit Kapital einen geringeren Wert als die vergegenständlichte Arbeit, gegen die sie ausgetauscht wird. . . Die Frage ist in dieser Fassung in der Tat unlöslich. Sie ist von Marx richtig gestellt und damit beantwortet worden. Es ist nicht die Arbeit, die einen Wert hat, . . . sondern die Arbeitskraft. » [3] Ferner: « Auf Grundlage des Mehrwerts entwickelte Marx die erste rationelle Theorie des Arbeitslohns, die wir haben. » [4]

Dass diese Ausführungen nicht gerade die richtige Darstellung der diesbezüglichen Ansichten Ricardos enthalten, scheint uns nach allem dem, was wir in der systematischen Darstellung und in der Kritik gesagt haben, klar bewiesen zu sein. Wir wollen uns daher begnügen mit dem kurzen Hinweis darauf, dass diese Behauptung von Engels in geradem Widerspruch steht zu dem, was Marx selbst über das Verhältnis von ihm zu Ricardo in diesem Punkte denkt.

In Kapitel 15 des I. Bandes « Das Kapital » untersucht Marx den Grössenwechsel von Preis der Arbeitskraft und Mehrwert. Unter der Voraussetzung: « Grösse des Arbeitstages und Intensität der Arbeit konstant, Produktionskraft der Arbeit variabel » stellt er drei Gesetze auf, durch welche « Wert der

---

[1] Kapital, B. II, p. 197.

[2] Grundgesetze, p. 11: Die Untersuchung, auf welche etc.

[3] Vorwort zu B. II das Kapital, p. XXII.

[4] Ibid., p. XX.

Arbeitskraft und Mehrwert bestimmt werden», und schreibt dabei: «*Ricardo hat die oben aufgestellten drei Gesetze zuerst streng formuliert.*»[1] Wenn also Ricardo Gesetze über den Wert der Arbeits*kraft* aufgestellt hat, so musste ihm doch der Begriff Arbeits*kraft* bekannt gewesen sein, und seine Schule konnte nicht wegen Unkenntnis des Unterschiedes zwischen der Arbeit und Arbeitskraft zu Grunde gehen. Es konnte auch deshalb nicht geschehen, weil Ricardo diese zwei Begriffe Arbeit und Arbeitskraft in seiner Theorie faktisch immer unterscheidet.

Als zweiten Punkt der «Scheiterung» der Ricardoschen Schule führt Engels, schon mit mehr Recht, folgendes an: «Nach dem Ricardoschen Wertgesetz produzieren zwei Kapitale, die gleich viel und gleich hoch bezahlte lebendige Arbeit anwenden, alle andern Umstände gleich gesetzt, in gleichen Zeiten Produkte von gleichem Wert und ebenfalls Mehrwert oder Profit von gleicher Höhe. . . Tatsächlich produzieren gleiche Kapitale, einerlei, wie viel oder wie wenig lebendige Arbeit sie anwenden, in gleichen Zeiten durchschnittlich gleiche Profite. Hier liegt also ein Widerspruch gegen das Wertgesetz.»[2]

Zuerst eine kleine, aber sehr wesentliche Korrektur. Dieser Widerspruch zwischen dem theoretischen Gesetze und der empirischen Wirklichkeit liegt in seinem vollen Umfange nicht in dem «Ricardoschen» Gesetze, wie Engels behauptet, sondern im Arbeitswertprinzip- und Arbeitsgesetze überhaupt, und je schärfer und konsequenter das Prinzip des Arbeitswertes durchgeführt wird, desto klarer und schroffer offenbart sich dieser Widerspruch. Daraus folgt, dass jeder Arbeitstheoretiker in irgend welcher Weise diesen offenen Angriffspunkt zu schützen suchen muss, in irgend welcher Weise das Prinzip mit den Tatsachen theoretisch in Einklang zu bringen, und den Widerspruch zu lösen hat.

Dazu ist aber vor allem nötig, dass der Arbeitstheoretiker diese Kluft voll einsieht, sich über ihre Tragweite nicht hinwegtäutscht und bei falschen Kompromissen sich nicht beruhigt.

Wenn wir also einerseits vollkommen mit Engels übereinstimmen, dass die grösste Gefahr für die Ricardosche Schule

[1] Kapital, B. I, p. 534.
[2] Vorwort zu B, II das Kapital, p. XXII.

von hieraus entstand, so sind wir doch anderseits der Meinung, dass nicht durch die Formulierung, sondern durch die Nichtformulierung dieses Widerspruches seitens Ricardos, diese Gefahr zu einer Lebensfrage für seine Theorie wurde.

Es ist zwar eine wunderbare, doch eine unbestrittene Tatsache, dass Ricardo selbst den Widerspruch nur dunkel gefühlt, niemals aber klar und voll eingesehen hat. Daher hat er diese so wichtige Position ganz ungedeckt und unbeschützt gelassen; noch mehr, er hat sogar keine Fingerzeige, keine Anhaltspunkte gegeben, wie diese Position gegen feindliche Angriffe zu verteidigen sei.

Diese befremdende Erscheinung, dass ein so weitblickender, scharfer, logischer Denker in einer so wichtigen Frage eine solche Kurzsichtigkeit bewiesen hat, findet ihre Erklärung in der Methode, in dem Standpunkte, in der ganzen Art und Weise, wie er das Wertproblem behandelt.

Da wir hier den Schlüssel zu allen Missverständnissen, Unklarheiten und Mängeln der Ricardoschen Werttheorie haben, so wollen wir die Sache ein wenig ausführlicher betrachten.

Wir haben schon gesehen: es war grundfalsch und verkehrt, das Wertproblem und seine Erscheinungen nur im Tauschprozesse, in der Zirkulationssphäre zu behandeln, und somit mit fertigen, hinter dem Rücken entstandenen Grössen zu operieren. Wäre aber Ricardo in der Untersuchung der Werterscheinungen derselben Methode, demselben Standpunkte treu geblieben, welche er bei den Verteilungsproblemen angewendet hat, nämlich jede Erscheinung, jeden Faktor in ihrer Wirkung auf die ganze Gesellschaft, in ihrem Zusammenhang mit anderen ökonomischen Erscheinungen, mit einem Worte, vom allgemein-volkswirtschaftlichen Standpunkte aus zu untersuchen, so müsste er den uns interessierenden Widerspruch, sowie auch manche andere Unzulänglichkeiten seiner Theorie einsehen und erkennen. Anstatt dessen aber wendet er leider in dem Hauptstücke «über den Wert» ein ganz anderes Verfahren an. Wenn er «von den Gütern und den Gesetzen, welche ihren gegenseitigen Preis bestimmen» spricht, so handelt es sich bei ihm um einen einzelnen Tauschakt; er operiert dann mit zwei sich aufeinander austauschenden Waren. Also nur die wirtschaftlichen Interessen

der zwei kontrahierenden Privatpersonen, nur die Ursachen und Gesetze dieses Tauschaktes interessieren ihn. Freilich ist dieser von ihm untersuchte Tauschakt ein typischer, aber nur einer unter unzähligen parallellaufenden anderen Akten, eine privatwirtschaftliche Erscheinung. Noch mehr, obgleich für Ricardo von Anfang an zwei Typen von Tauschakten existieren: ein Tauschakt für Seltenheitsgüter und ein anderer für «beliebig vermehrbare Güter», so hat er doch nirgends unternommen diese beiden Typen in Berührung mit einander zu bringen und zu prüfen, welche Konstellation sich dabei herausstellen wird. Wenn er es getan hätte, so wäre er sofort zur Ansicht gelangt, dass allgemein-volkswirtschaftlich betrachtet — wenn man den Zusammenhang des gesellschaftlichen Reichtums und der gesellschaftlichen Produktion im Auge behält —, die Redensweise: «Die Güter leiten . . . ihren Tauschwert von *zwei Quellen* ab: nämlich von ihrer Seltenheit und von der Menge der Arbeit», oberflächlich und unzulässig ist.[1] Denn, wenn die Seltenheitsgüter wirklich einen höheren Tauschwert durch ihren Monopolpreis haben, so bedeutet das, dass diejenigen beliebig vermehrbaren Güter, welche auf dieselben ausgetauscht werden, an ihrem Tauschwerte in entsprechendem Masse eingebüsst haben. Bei der Existenz zweier selbständiger «Quellen» des Tauschwertes müssen sie beide bei der gegenseitigen Berührung stets im Konflikt sich befinden: je höher ein «Seltenheitsgut» steigt, desto tiefer fällt der Wert des gegen dasselbe ausgetauschten «beliebig vermehrbaren Gutes». Ricardo hätte dann eingesehen, dass diese Lehre von zwei «Quellen» des Tauschwertes, volkswirtschaftlich betrachtet, nicht vereinbar sein kann mit dem von ihm selber proklamierten Grundsatze, nämlich dass «die Arbeit einer Million Menschen in Gewerken immer den nämlichen Tauschwert hervorbringen wird».[2] Denn dieser Grundsatz wird umgestossen, wenn man die «Seltenheit» als ganz selbständige, von der Arbeit unabhängige «Quelle» des Tauschwertes betrachtet und nicht, wie es in der Wirklichkeit ist, als Verteilungsfaktor, welcher dem Einen gibt, was er dem Andern nimmt.

[1] Grundgesetze, p. 2.

[2] Grundgesetze, p. 442.

Doch da Ricardo die Seltenheitsgüter ganz vernachlässigt hat, so hat diese « Konfusion » der Lehre vom Arbeitswert als solcher wenig Schaden verursacht. Auch konnte diese ganze Isolierungsmethode keine besonders schlimmen Folgen für das Arbeitswertgesetz haben, solange in den ersten Sektionen angenommen wurde, dass dieser typische, einzig für Ricardo existierende Tauschakt wirklich nach dem Verhältnisse des gegenseitigen Arbeitswertes sich vollzieht. Nun aber erkennt Ricardo an, dass unter gewissen Umständen dieser Tauschakt bei Abweichung von dem Arbeitswerte sich vollziehen kann und muss, dass andere Momente und Faktoren denselben beeinflussen. Sofort drängt sich deshalb hier die Frage auf: was bleibt von dem Arbeitsgesetze übrig, worin drücken sich denn seine Existenz und Wirkung aus?

Ricardo selbst hat leider die Tragweite des Widerspruchs nicht eingesehen und fand daher Beruhigung in der Annahme, dass die Abweichungen der Preise von den Arbeitswerten nicht häufig und nicht gross sind, und dass in der Wirklichkeit das Arbeitsprinzip seine volle Geltung bei dem grössten Teile der Austauschakte hat. Aber wir wissen, dass diese Annahme eine vollständig irrige und verführerische war, und die Gegner haben nicht versäumt, diesen Irrtum blosszulegen. Schon Malthus hat Ricardo vorgeworfen, dass die Ausnahmen von dem Gesetze so zahlreich seien, dass die Regel als Ausnahme und die Ausnahmen als Regel anerkannt werden müssen »[1] Auch Komorzinsky z. B. rückte diesen Einwand in den Vordergrund vor und schrieb: « das zuerst mit solcher Schärfe hingestellte Preisgesetz wird durch den Umstand nicht bloss modifiziert, sondern geradezu widerlegt ».[2]

Welche Anhaltspunkte und Mittel lieferte Ricardo in seiner Werttheorie, um diesem wichtigen, richtigen und vernichtenden Einwand entgegenzutreten? Keine. Und so blieb seinen Nachfolgern und Schülern nur übrig: entweder die « Inkonsequenz » des Meisters zu bedauern und den Widerspruch vertuschen und verdecken zu suchen, oder auf eigene Faust sich in neue Bahnen zu werfen und, den Widerspruch voll und ganz anerkennend, die Lösung dieses Problems selbst aufzunehmen.

---

[1] Définitions, p. 27.

[2] Zeitschrift für gesamte Staatswissenschaft, 1869, B. XXV, p. 195.

Den ersten Ausweg, richtiger Ausflucht, versuchten die Epigonen, die kleinen Geister, welche dem Problem nicht gewachsen waren. Den zweiten Weg schlugen die grossen Geister ein, welche die weitere Ausbildung und Entwicklung der Arbeitstheorie sich zur Aufgabe gestellt haben.

Rodbertus z. B. hat keine Scheu, offen anzuerkennen, dass «im Besonderen, d. h. in jedem Gewerke, auf jeder Stufe der Teilung der Arbeit, das Produkt nicht genau nach der in ihm bestehenden Arbeitsquantität vertauscht werden kann»,[1] und doch hindert es ihn nicht, ein eifriger und überzeugter Anhänger der Arbeitswerttheorie zu sein.

Noch offener und in vollständigem Umfange hat diesen Widerspruch Marx eingesehen und zugegeben, indem er z. B. sagt, dass es gegenwärtig «nur *ein Zufall* ist, wenn der in einer besondern Produktionssphäre (nicht nur Einzelunternehmung R.) wirklich erzeugte Mehrwert und daher Profit mit dem im Verkaufspreise der Waren enthaltenen Profit zusammenfällt»;[2] und doch ist niemand mehr und fester überzeugt von der Gültigkeit und Wichtigkeit des Arbeitswertgesetzes.

Es ist auch augenscheinlich, dass die Arbeitstheorie nicht auf das enge Feld der tatsächlich nach privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten sich vollziehenden einzelnen Austauschakte sich beschränken kann und darf. Das Schicksal der Arbeitstheorie ist nicht von der Frage: ob in der empirischen Wirklichkeit die Einzelwaren zu ihrem Arbeitswerte verkauft werden, abhängig. Die Aufgabe einer Arbeitstheorie kann und darf sich nicht auf die Erklärung «der Regel, welche bestimmt, wie viel von dem einen Gute im Tauschverkehr für ein anderes hingegeben wird», beschränken. Die Arbeitstheorie ist überhaupt nicht mit der Erklärung der tatsächlichen Warenpreise identisch. Das Arbeitsprinzip stützt sich auf eine objektive, unleugbare, soziologische Grundlage. Nackt wird der Mensch geboren, und alles, was an Reichtum, Gütern und Kapital in der Gesellschaft produziert, angesammelt und angehäuft wird, ist durch die menschliche Arbeitskraft, d. h. «den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit der lebendigen Persönlich-

[1] Zur Erkenntnis etc., p. 130.

[2] Kapital, B. III, 1, p. 146.

keit existieren »,[1] der Natur entrissen worden und zwar nicht durch die Arbeit der geschiedenen Einzelindividuen, sondern in ihrem gesellschaftlichen Zusammenwirken. Daher kann die Arbeitstheorie gar nicht streng individualistisch durchgeführt werden; sie ist von Hause aus auf einer gesellschaftlichen — soziologischen — Erscheinung fundiert, und daher muss auch die Tauschform des Arbeitswertes gesellschaftlich betrachtet werden. Wenn dank der Konstellation der gesellschaftlichen Machtverhältnisse den einen Warenproduzenten die Möglichkeit gegeben wird, die andern bei den Tauschakten, in den Warenpreisen zu übervorteilen, wenn also die Einzelwaren wirklich nicht zu ihren Arbeitswerten verkauft werden, so bedeutet das für die Arbeitstheorie noch nicht einen Todesstoss. Die Aufgabe derselben muss vielmehr komplizierter, das Problem vielleicht anders gestellt werden; endlich muss auch der Versuch gemacht werden, den Widerspruch des theoretischen Gesetzes mit der empirischen Wirklichkeit zu lösen, theoretisch in Einklang zu bringen, zu erklären. Es kann ja auch versucht werden nachzuweisen, dass, wenn das Arbeitsprinzip auch nicht direkt die Höhe des Preises der Einzelware bestimmt, dasselbe es vielleicht indirekt tut und somit einen massgebenden Einfluss auf die Warenpreise noch immer ausübt.

Diese reichhaltigen, schwierigen Aufgaben der Arbeitstheorie, diese Seiten der Frage hat Ricardo ganz unberührt gelassen, vielleicht auch nicht geahnt. Daher ist dieser Punkt so lebensgefährlich für die Ricardosche Werttheorie geworden; deshalb « ist die Ricardosche Schule an diesem Steine des Anstosses gestolpert ».[2] Die obigen Einwände sind wirklich vernichtend für die Ricardosche Werttheorie, nicht aber für das Arbeitsprinzip selbst. Deshalb musste die weitere Entwicklung der Arbeitswerttheorie, zugleich mit dem vielen Guten und Wahren, das sie von Ricardo übernommen hat, auch viele neue Gesichtspunkte, Gedanken und Ansichten hineintragen und besonders in obigem Punkte neue Bahnen einschlagen. Wie Marx diese Aufgabe übernommen und ausgeführt hat, darüber im nächsten Abschnitte.

---

[1] Kapital, B. I, p. 144.

[2] Ibid. B. I, p. 503.

II. Abschnitt.

Die Marxsche Werttheorie.

I. Die Einheitlichkeit der Marxschen Werttheorie.

Fast drei Jahrzehnte liegen zwischen dem Erscheinen des ersten und des dritten Bandes des Marxschen Hauptwerkes «Das Kapital». Diese rein äusserliche Zufälligkeit — denn der dritte Band lag lange vor seiner Drucklegung im Manuskript vor — war dem Verständnis, der Auslegung und Beurteilung der Marxschen Werttheorie, besonders von seiten der Gegner, nicht günstig. Jeder wissenschaftliche Forscher hat das gute Recht, dass man sein Werk in seinem Ganzen nehme und beurteile, nicht aber teilweise, nach Bruchstücken. Und gerade letzteres widerfuhr der Marxschen Werttheorie.

Ohne darauf zu achten, dass im ersten Bande des «Kapital» die wichtigsten ökonomischen Lehren von Marx ihren Abschluss noch lange nicht gefunden haben, ohne auf die wiederholt von Marx selber im ersten Bande gemachten Vorbehalte und Hinweise auf weitere Teile in bezug auf die wichtigsten Probleme der Werttheorie Gewicht zu legen — darüber später —, haben doch Freund und Feind, Anhänger und Gegner ruhig und unbesorgt ihre Positionen nach dem ersten Bande eingenommen. Die einen haben von hier aus ihre Pfeile geschärft und geschleudert, die anderen ihre Verteidigung geführt.

So bildete sich in der Behandlung der Marxschen Werttheorie eine Art wissenschaftlicher Routine, die als abgeschlossen und fest galt.

Nun erschien der dritte Band des «Kapital» mit seinen neuen Begriffen, Wendungen der Probleme und Lösungen der Schwierigkeiten. Von nun an spaltet sich die Behandlungsart

der Marxschen Werttheorie. Die sogenannten «Marxisten» erkannten, dass durch den dritten Band eine «Revision» in dem Verständnis und der Beurteilung der Marxschen Wertlehre erforderlich wurde, und diese «Revision», Korrektur und Anpassung an die neue Gestalt der Theorie wurde auch — mit einigen wenigen Ausnahmen von kurzsichtigen Übereiferen — durchgeführt.

Anders im anderen Lager, im Lager der Kritiker und Gegner von Marx. Diese blieben in ihrem Urteil über Marx und seine Werttheorie durch den dritten Band völlig unbeeinflusst. Mit der Hartnäckigkeit, Zähigkeit und Ungerechtigkeit einer wahren «Orthodoxie» klammerten sie sich an die alten Einwendungen und Kritiken. Der dritte Band fand nur einige «Abfertigungen»; man setzte in die Welt das grosse Märchen vom «Widerspruch» von «Marx contra Marx» und . . . man beruhigte sich beim Alten. Anstatt das einmal ausgesprochene ungerechte Urteil einer ernsten «Revision» zu unterziehen, fand man es bequemer, dasselbe nachträglich einfach zu bestätigen.

So die «Gegner» von Marx, und in ihren Fussstapfen wandeln auch die Anhänger des kritischen Sozialismus und Revisionismus.[1]

Der dritte Band mit seiner praktischen Anwendung der Prinzipien auf die kapitalistische Gesellschaft existiert gewöhnlich für sie noch heute nicht bei der «Darstellung» der Marxschen Werttheorie.

Nehmen wir zum Beispiel das solideste Nachschlagebuch, den 1901 erschienenen siebenten Band der zweiten Auflage des «Handwörterbuchs der Staatswissenschaften». Dort finden wir einen grossen Artikel über «Wert» von Böhm-Bawerk. Böhm-Bawerk gilt ja als der massgebendste Kritiker der Marxschen Werttheorie. Wie behandelt dort Böhm-Bawerk die Theorie?

---

[1] Vergl. Böhm-Bawerk, Zum Abschluss des Marxschen Systems. Festgaben für Kniess, 1896, S. 11; Prof. Diehl, Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, dritte Folge, Bd. XVIII, S. 189/190; Ruefli, Zur Lösung. Schweizer Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, 1895; Sombart, Brauns Archiv, Bd. VII, 1894, S. 572; Struve, ebenda, 1899, S. 14 und Nautschnoje Obosrenie, 1900; S. Frank, Die Marxsche Werttheorie und ihre Bedeutung (russ.), 1900.

Die *Darstellung* derselben bezieht sich nur auf den ersten Band des «Kapital». Dann folgt die *Kritik*, welche einen Punkt besonders in den Vordergrund schiebt, nämlich dass «der Tauschwert der Produkte . . . tatsächlich auch durch die Rücksicht auf die Grösse und Dauer der Kapitalinvestition beeinflusst wird».[1]

Und der dritte Band? Für ihn gibt es im Texte keinen Raum; nicht eine einzige Zeile wird ihm gewidmet; er wird nur in einer Fussnote abgefertigt und zwar dient er auch hier nur zur Bestätigung der Richtigkeit der von Böhm-Bawerk geübten «Kritik». Diese Fussnote lautet: «Im nachgelassenen dritten Bande des Marxschen «Kapital» gelangt diese — in den grundlegenden ersten Bänden des Systems vorläufig (sic!) übergangene — Tatsache auch zur ausdrücklichen Anerkennung durch Marx selbst».[2]

Und das ist alles; keine Silbe mehr über den Inhalt des dritten Bandes, über die «Art», wie Marx «diese Tatsache anerkannt hat». Dafür aber sucht Böhm-Bawerk den Leser zu beruhigen mit der Behauptung, dass diese ihm verschwiegene «Art», dies unbekannte x, «sichtlich unbefriedigend ist», dass sie «im Widerstreit zu den grundlegenden Prämissen seiner (Marx') Werttheorie» sich befindet etc.

Man bemerke: Böhm-Bawerk *weiss*, dass Marx im ersten Bande «die Tatsache» nur «*vorläufig*» übergangen hat; er zweifelt auch nicht an der Authentizität des dritten Bandes, und doch kümmert er sich um denselben gar wenig. Der dritte Band existiert nur, um seine, Böhm-Bawerks, «Kritik» zu bestätigen.

Dieses Verfahren erklärt sich jedoch ganz einfach: schon in der ersten Auflage des «Handwörterbuchs» im Jahre 1890 hat Böhm-Bawerk, ohne Rücksicht auf das angekündigte Erscheinen des dritten Bandes und auf die Engelssche Erklärung, dass dieser eine «Lösung» «der vorläufig umgangenen Tatsachen» bringen werde, den Orakelspruch getan, dass die Marxsche Werttheorie «vor der Gelehrtenwelt wohl endgültig (!) als unzulänglich erwiesen (?) ist». Nun ist aber die «Gelehrtenwelt» nicht

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, 2. Aufl., Bd. VII, S. 754.

[2] Ebenda.

sehr rührig, und beweglich, und wenn sie, ohne den dritten Band abzuwarten, sich beeilt hat, «endgültig» ihr Urteil auszusprechen, so findet sie wenig Lust, das abgeschlossene Verfahren wieder aufzunehmen. Man ist also wohl berechtigt, von einer «orthodoxen» Gegnerschaft zu sprechen.

Ist aber der dritte Band des «Kapital» auch ein authentisches Werk von Marx? Das ist wohl ausser Frage. Daran zweifeln auch nicht die Gegner von Marx, wie Böhm-Bawerk, Prof. Diehl und andere. Das «Verdienst» einer solchen Anzweiflung erwarb sich ein Übereiferer unter den Anhängern von Marx. Dieser «Übereiferer» schreibt: «Wir bemerken zugleich, dass unser Autor, wie viele andere Kritiker von Marx, sich sehr gerne auf den unglückseligen (!) dritten Band «Das Kapital» beruft und Marx verantwortlich macht für das, was dort gesagt worden ist oder was dort fehlt. Der Autor vergisst aber, dass der dritte Band des «Kapital» erst nach dem Tode des Verfassers durch verschiedene (?) Freunde und Nachfolger zusammengestellt wurde. Diese mussten auf Grund verschiedener fragmentarischer Notizen alles das herstellen, was, nach ihrer Meinung, Marx selbst hätte sagen können oder wollen, wenn er noch gelebt hätte. Es ist daher klar, dass unter solchen Umständen der dritte Band nicht als authentisches Werk von Marx betrachtet werden kann.»[1]

Der Verfasser wollte offenbar Marx einen grossen Gefallen tun, ihn in Schutz nehmen, verteidigen gegen seine «Kritiker». Besonders geschickt ist er aber dabei nicht zu Werke gegangen.

Untersuchen wir die Sache näher.

Engels hat uns im Vorwort zum dritten Bande «Das Kapital» eine genaue Rechenschaft über seine Tätigkeit bei der Bearbeitung desselben abgelegt. Wir können auf Grund derselben zu jeder Zeit genau nachprüfen, welche Stellen Marx gehören und welche nicht, was von Marx «fragmentarisch» gelassen wurde, und was nicht.

Vor allem ist es falsch, dass «verschiedene» Freunde die Redaktion des dritten Bandes besorgt haben. Engels erklärt ausdrücklich, dass *er* die ganze Arbeit ausgeführt hat.

---

[1] W. Ul. Nautschnoje Obosrenie, März 1901, S. 789.

«Marx kann nicht verantwortlich gemacht werden.» Wofür? Für das Fehlende? Niemand behauptet es. Für die *Art* der Darstellung vielleicht? Darauf kommt es weniger an. Aber es unterliegt keinem Zweifel, dass die ganze Art der «Lösung» des Wertproblems, die ganze Lehre von «Produktionspreisen, allgemeiner und Durchschnittsprofitrate" etc. nicht nur von Marx selbst herrühren, sondern auch — was besonders wichtig ist —, dass dieses alles ihm schon beim Erscheinen des *ersten* Bandes des «Kapital» klar war.

Das beste Zeugnis dafür ist die Tatsache, dass — nach der Erzählung von Engels — «zwischen 1863 und 1867 Marx die beiden letzten Bücher des «Kapital» in Entwurf und das erste Buch in druckfertiger Handschrift hatte».[1] Also, während Marx «die druckfertige Handschrift» des ersten Bandes hergestellt hat, hatte er schon «die beiden letzten Bücher im Entwurf«.

Aber nicht nur einen «Entwurf» haben wir von den Abschnitten des dritten Bandes, in welchen das Problem der Profitrate und die Werttheorie überhaupt behandelt werden, sondern diese Abschnitte, 2 bis 4, waren von Marx selber soweit fertig gebracht, dass Engels — wie er selbst erklärt — «abgesehen von stilistischer Redaktion, fast durchweg sich an das Originalmanuskript gehalten hat».[2]

Es bestätigen auch viele Stellen im ersten Bande, dass Marx das «Problem», «den Widerspruch zwischen dem Wertgesetz und den Tatsachen», klar erkannt hat. Noch mehr, Marx gibt schon dort einen Hinweis auf die Art der «Lösung», wie sie im dritten Bande erfolgt ist, und so spricht er einmal «von den Durchschnittspreisen», welche «in letzter Instanz» von dem Werte reguliert werden, «nicht aber direkt mit den Wertgrössen der Waren zusammenfallen». Vollends bestätigt sich dies durch den in der «Neuen Zeit» neulich erschienenen Brief an Kugelmann vom 11. Juli 1868, wo Marx ausdrücklich sagt: «Der Vulgärökonom hat nicht die geringste Ahnung davon, dass die wirklichen täglichen Austauschverhältnisse und die Wertgrössen nicht unmittelbar identisch sein können» etc.[3]

---

[1] Vorwort zu Bd. III «Das Kapital», 1895, S. V.

[2] Ebenda, S. VII.

[3] Neue Zeit, 1902, S. 222.

Aus all diesen Tatsachen geht klar hervor, dass die Werttheorie des ersten wie des dritten Bandes des «Kapital» *Marx'* geistiges Eigentum ist und dass, als Marx den ersten Band veröffentlichte, ihm die Ausführungen des dritten Bandes schon klar waren.[1] Es existierte folglich für Marx selber seine Werttheorie als eine einheitliche, geschlossene, konsequente Lehre, innerhalb welcher es keine «Widersprüche», keine «Verleugnungen» eines Teiles durch den anderen gibt.

Aber die «Kritiker» kümmern sich wenig darum. Die Herren von der «subjektiven» Schule finden «subjektiv» augenscheinliche «Widersprüche»: «Der dritte Band des «Kapital» verleugnet den ersten», behauptet Böhm-Bawerk.[2] «Die Lösung des dritten Bandes war ein offener Widerspruch zu Marx' früheren Ausführungen», akkompagniert ihm Prof. Diehl.[3]

Durch eine Reihe von Zitaten aus dem ersten Bande wird der Nachweis versucht, dass Marx dem Werte eine reale Bedeutung beigelegt hat (Diehl), wobei aber unter «realer Bedeutung» verstanden wird, dass die «Werttheorie für die unendlich verschlungenen und komplizierten einzelnen Preiserscheinungen die Regel zu liefern vermag».[4] «Der Tauschwert ist das *Verhältnis,* worin Güter miteinander ausgetauscht werden, und die Theorie des Wertes befasst sich mit der Untersuchung der Ursachen, welche die Höhe dieses Verhältnisses bestimmen.»[5]

Ernster geht Ruefli an die Arbeit. Er geht davon aus, dass nach Marx das Wertgesetz nur für die kapitalistische Ordnung Geltung hat. Da aber «das Austauschverhältnis nicht der Wert selbst, wohl aber die notwendige Ausdrucksweise oder

[1] Vergl. Kapital, Bd. I, 3. Aufl., 1883, S. 303, 142; auch S. 196, 579. Eine Reihe von Zitaten führt G. P. in «Sarja» an. Bd. II und III S. 324 ff., Bd. IV S. 236 ff. Auch Prof. Platter hat seinerzeit auf viele Zitate aus dem ersten Bande hingewiesen. Die Lösung, Schweizer Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, 1895, S. 175.

[2] Zum Abschluss des Marxschen Systems, Festgaben für Knies, S. 111.

[3] Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, Bd. III, F. XVIII, 1899, S. 109.

[4] Über das Verhältnis von Preis und Wert bei Marx. Festgaben für Conrad, 1898, S. 4.

[5] Frank, Die Werttheorie von Marx und ihre Bedeutung, S. 7.

Erscheinungsform desselben ist», deshalb muss in «dieser Erscheinungsform die Tendenz liegen, sich mit dem Werte in Einklang zu setzen.» . . . «Daraus folgt mit zwingender Notwendigkeit das Wertgesetz als Gesetz des Austausches» und deshalb will Ruefli zwischen dem ersten und dritten Bande einen Widerspruch sehen, «wie er schärfer ausgeprägt gar nicht sein könnte»[1].

Unsere Kritiker wollen also durchaus Marx in Widerspruch zu Marx selbst einstellen. Ein solcher innerer Widerspruch wäre aber nur dann bewiesen, wenn gezeigt würde, dass Marx seinen Prinzipien, seiner Methode, den Konsequenzen seiner Lehre nicht treu geblieben ist.

«Man kann ein System nicht richtig und fachgemäss beurteilen» — sagt Kuno Fischer — «wenn an dasselbe der Massstab fremder Ansichten gelegt und dadurch seine Annehmbarkeit und sein Wert bestimmt wird.» Und gerade das tun unsere oben zitierten Kritiker. Prof. Diehl und Frank, beide stellen *ihre* Forderungen an die Marxsche Werttheorie, wobei Frank selbst zum Beispiel zugibt, dass es Marx ganz fern gelegen ist, das Problem so zu stellen und zu beurteilen, wie er, Frank, es tut,[2] und finden nun einen «Widerspruch» darin, dass die Marxsche Theorie ihre Forderungen nicht erfüllt.

Herr Ruefli fordert, dass in «der Erscheinungsform die Tendenz liegen muss, sich mit dem Werte in Einklang zu setzen»; er will aber nicht beachten, dass nach Marx dieser «Einklang» sich ganz anders abspielt, als er, Ruefli, es sich vorstellt. «Reale Bedeutung» heisst nach Diehl «eine Regel für einzelne Preiserscheinung»; er will aber nicht damit rechnen, dass nach Marx «eine reale Bedeutung» schon darin liegt, dass das Wertgesetz «die Bewegung beherrscht».[3] Nach Diehl kann eine Werttheorie überhaupt keinen anderen Zweck haben, als eine Regel für die einzelnen Preiserscheinungen zu sein. Nach Marx aber ist es für seine Werttheorie von grösster Bedeutung, dass auf Grund-

---

[1] Zur Lösung. Schweizer Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, 1895, S. 388—394.

[2] Frank a. a. O., S. 18.

[3] Kapital, Bd. III, 1, S. 158.

lage derselben «der innere Zusammenhang (der kapitalistischen Wirtschaftsordnung) enthüllt ist», und zwar «zum erstenmale».[1]

Wir sehen also, dass unsere Kritiker, welche logische Widersprüche bei Marx entdecken wollen, eine Reihe von sehr unlogischen Taten begehen.

Aber war und blieb Marx denn sich selbst treu? Eine Antwort wird uns die Untersuchung seiner Methode geben: in ihr und in dem Plane seines Werkes liegen auch die Erklärung und Aussöhnung des scheinbaren Widerspruchs zwischen den Resultaten des ersten und dritten Bandes.

Wie untersucht Marx die volkswirtschaftlichen Phänomene? «Die Forschung» — sagt Marx — «hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneres Band aufzuspüren.»[2] Dies kann aber nur erreicht werden, wenn man die Erscheinungen untersucht, «wo sie in der prägnantesten Form und von störenden Einflüssen am wenigsten getrübt erscheinen, oder womöglich Experimente macht unter Bedingungen, welche den reinen Vorgang des Prozesses sichern».[3] Da aber die wirtschaftlichen Erscheinungen gesellschaftlicher Art, also keine individuellen, sondern Massenerscheinungen sind, bei welchen das allgemein Typische vom Einzelindividuellen oft abweicht, und da auf diesem Gebiet keine realen Experimente gemacht werden können, so folgt daraus: «Bei Analyse der ökonomischen Formen kann weder das Mikroskop dienen noch chemische Reagentien. Die Abstraktionskraft muss beide ersetzen.»[4]

Daher stellt sich öfter die Notwendigkeit heraus, Voraussetzungen verschiedener Art, Hypothesen und vorläufige Annahmen der Untersuchung vorauszuschicken, bis die Erscheinung von verschiedenen Seiten in reiner, typischer Gestalt bis ins Detail gefasst, verstanden und erklärt ist.

Ein zweites Prinzip, welches Marx leitet, ist, «in allgemeiner Untersuchung die wirklichen Verhältnisse nur darzu-

---

[1] Kapital, Bd. III, 1, S. 146.
[2] Vorwort zu Bd. I des «Kapital«, 3. Aufl. 1883, S. XVIII.
[3] Ebenda, S. VI.
[4] Ebenda.

stellen, soweit sie ihren allgemeinen Typus ausdrücken».[1] Unter diesem Typus wird immer «das durchschnittliche Normalverhältnis gemeint».[2]

Die Bildung eines «Durchschnitts» als einer Synthese der nach verschiedenen Seiten voneinander abweichenden Einzelscheinungen einer und derselben Art bildet daher bei Marx ein notwendiges, beliebtes Verfahren. Der «Durchschnitt», in welchem jede Abweichung ausgeglichen wird, wo alles Zufällige, Individuelle und Willkürliche verloren geht, drückt nach Marx das «gesellschaftlich Notwendige» aus, das Typische, das in jeder Einzelerscheinung enthalten ist. Je grösser und allgemeiner die Dimensionen sind, welche der «Durchschnitt» umfasst, desto grösser ist einerseits die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Durchschnitt das gesellschaftlich Typische darstellt, andererseits aber, dass gewisse Erscheinungen von denselben abweichen.

Wir finden bei Marx eine Menge von Begriffen, die er auf diesem Wege bildet: Den «Marktwert» und «Marktpreis», «Durchschnittsprofitrate» für Einzelproduktionssphären und «allgemeine Profitrate», ebenso eine durchschnittliche Kapitalzusammensetzung für Einzelsphären und für das ganze gesellschaftliche Kapital; gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, einen Durchschnittslohn, Durchschnittsarbeitstag, durchschnittliche Intensität der Arbeit etc. etc.

So liegt schon in der Methode von Marx, die konsequent und folgerichtig von den ersten Seiten des ersten Bandes bis zu den letzten Seiten des dritten Bandes durchgeführt ist, nicht nur die Möglichkeit, nein, die *Notwendigkeit* der Bildung von Abstraktionen, Hypothesen, Durchschnittszahlen und dergleichen.

Es kann daher nichts Befremdendes, Unerwartetes, Annormales darin liegen, dass Marx im ersten Bande die *Hypothese* gelten liess: die Preise der Einzelwaren sind ihren Werten gleich. Dort, wo die Untersuchung sich darum drehte, den Gegensatz der beiden *Klassen* aufzudecken, wo die Untersuchung den *Produktionsprozess* der Werte in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung analysierte, war es notwendig, jene Hypothese gelten zu lassen, um die Untersuchung nicht zu verdunkeln. Anders

[1] Kapital, Bd. III, 1, 1895, S. 121.

[2] Ebenda, S. 122.

beim Übergang zur Verteilung des Mehrwertes zwischen den *Einzel*kapitalien. Hier, in der Sphäre der Distribution der Werte, galt es, mit neuen empirischen Tatsachen zu rechnen, sie zu erklären, mit der Theorie in Einklang zu bringen. Eine solche fundamentale Tatsache der kapitalistischen Produktionsweise ist die Existenz einer allgemeinen Durchschnittsprofitrate. Mit dieser Tatsache muss man sich abfinden, nicht aber suchen sie zu verleugnen oder zu vertuschen (wie es zum Beispiel Ricardo tut). Dass Marx in der seinen Gegnern so unbequemen «Lösung» des Problems wieder zu Abstraktionen, zu Durchschnitten greift, dass er das ganze gesellschaftliche Kapital für einen Augenblick als ein Gesamtkapital von gesellschaftlicher Durchschnittszusammensetzung betrachtet, um dadurch die allgemeine Profitrate bilden zu können, darin liegt wieder keine Inkonsequenz, keine Untreue, kein Abweichen von seiner Methode. Gewiss ist die «Lösung» und die Berücksichtigung der empirischen Wirklichkeit durch die Herübernahme der allgemeinen Profitrate in die Lehre von den Produktionspreisen der alten, erstarrten, orthodoxen Kritik unbequem geworden, denn die Stärke dieser «Kritik» lag ja darin, dass die kapitalistische empirische Wirklichkeit im Gegensatz zu der *Hypothese* des ersten Bandes: die Warenwerte seien im einzelnen ihren Preisen gleich, sich befindet. Gewiss wurde durch die «Lösung» unmöglich gemacht, dass man Marx beschuldigt, er habe die Wirklichkeit nicht berücksichtigt.

Von einer vollendeten, selbständigen Werttheorie des ersten Bandes des «Kapital» kann schon deshalb keine Rede sein, weil dies den Plan des Werkes und den ganzen Gang der marxischen Untersuchung der kapitalistischen Ordnung ignorieren hiesse.

Die Untersuchung führt Marx so, dass er beim Einfachsten beginnt und allmählich zum Komplizierteren übergeht. «*Da* die einzelne Ware die Elementarform des Reichtums ist, *beginnt* unsere Untersuchung mit der Analyse der Ware», schreibt Marx im Eingang des «Kapital». Und in der Tat zieht Marx, je weiter er in der Untersuchung fortschreitet, destomehr neue Faktoren und Momente hinein, welche die wirtschaftlichen Phänomene immer mannigfaltiger, komplizierter machen.

Den ersten Abschnitt des ersten Bandes behandelt er unter der Voraussetzung einer primitiven Gesellschaft von nur selb-

ständigen Warenproduzenten. Dann macht er einen Schritt weiter, zieht das Mehrwertproblem hinein und geht somit zur kapitalistischen Produktion über. Diese selbst behandelt er im ganzen ersten Bande nur im Stadium des Produktionsprozesses und vom Gesichtspunkt der antagonistischen Beziehungen der Kapitalisten- und Arbeiterklasse zueinander. Im zweiten Bande rückt er einen neuen Faktor, das Verhältnis des Kapitalisten zu seinem Kapital in den Vordergrund und berücksichtigt den Zirkulationsprozess. Im dritten Bande löst er die Einheit der Kapitalistenklasse auf, betrachtet die Beziehungen der Einzelkategorien von Kapitalisten zueinander und die Spaltung des Mehrwertes in verschiedene Teile, in Profit, Zins, Rente. Erst dann nähert er sich der vollen kapitalistischen Wirklichkeit in ihren Grunderscheinungen und Grundzügen. Diese weiteren Schritte führen selbstverständlich weitere Probleme mit sich.

Können die Kritiker Marx' ernstlich glauben, dass Marx im ersten Bande eine komplete, fertige, der kapitalistischen Wirklichkeit angepasste Werttheorie gegeben und dabei einige « Kleinigkeiten » vergessen: habe die Konkurrenz der Kapitalisten untereinander, das Handelskapital, den Zins, die Rente, mit einem Worte die kapitalistische Wirklichkeit selbst? « Der dritte Band verleugnet den ersten », aber worin? Hat denn Marx im ersten Bande nicht die Kapitalistenklasse als die Machthaberin geschildert, die die kapitalistische Produktion leitet und für die es nur *ein* Streben bei der Produktion gibt: den Profit, und war es nicht schon seit den klassischen Ökonomisten klar, dass dieses Streben zu der Herstellung einer allgemeinen Profitrate führen muss?

« Durch die Lösung wird von Marx anerkannt, dass die Warenpreise mit den Warenwerten nicht zusammenfallen »; aber das ist ja unumgänglich dort, wo das *Kapital* die herrschende Macht ist, denn das Kapital, respektive das Geldkapital (« jedes Kapital beginnt seinen Lebenslauf als Geld und endet als Mehrgeld ») ist ja dort gleichförmig und gleichberechtigt, weil es — wie der alte Quesnay schon bemerkte — keinen König und kein Vaterland kennt. War denn nicht Marx derjenige, der im ersten Bande nachgewiesen hat, dass dieselbe Macht des Kapitals in der kapitalistischen Gesellschaft zu einer noch viel wichtigeren

Ungeheuerlichkeit führt, zur Abweichung des Wertes der Arbeitskraft vom Werte des Produkts der Arbeit, zur Existenz von Lohnarbeit einerseits und Mehrwert andererseits? Die Konkurrenz, welche auf der Arbeiter Seite den Lohn bis auf das Existenzminimum drückt (Bd. I), dieselbe Konkurrenz führt folgerichtiger und logischerweise bei den Kapitalisten zur allgemeinen Profitrate, die einem Teile der Kapitalisten die Möglichkeit gibt, einen Teil der Beute (des Mehrwertes) von den anderen abzufangen und sich anzueignen (Bd. III). Wir leben ja in einer antagonistischen Gesellschaftsordnung, deren point d'honneur in Aneigung fremden Arbeitswertes besteht.

Zu diesen Resultaten führte also die folgerichtige, strenglogische Durchführung der Methode, der Prinzipien und der Lehren des ersten Bandes des «Kapital».

Man braucht nur ein wenig tiefer in die Dinge eindringen, um zu verstehen, dass ein innerer Widerspruch zwischen den verschiedenen Teilen des «Kapital» nicht existiert. Man braucht noch nicht als ein unverbesserlicher «Marxist» zu gelten, um dies richtig einzusehen und anzuerkennen.

Es ist auch falsch, wenn behauptet wird, durch die «Lösung» des dritten Bandes hätte der Wert bei Marx jeden realen Inhalt verloren. Gerade das Umgekehrte ist für Marx selbst richtig, denn Marx ist noch nach der «Lösung» der vollen Überzeugung, dass das Wertgesetz auf den Preis und auf die Bewegung der Preise seine Wirkung ausübt. Hat doch Böhm-Bawerk selber vier Argumente hervorgehoben, auf Grund welcher Marx an die praktische, reale Bedeutung des Wertgesetzes auch nach der «Lösung» festzuhalten sich berechtigt glaubt.

Damit ist der eigentliche Zweck unserer Untersuchung erreicht.

Das Facit derselben lautet: die Marxsche Werttheorie kann, darf und muss als ein einheitliches, konsequent durchgeführtes Ganzes betrachtet, dargestellt und beurteilt werden.

II. Der Wert und die Wertformen.

Die Ware, welche als Elementarform des Reichtums der Gesellschaften erscheint, in denen kapitalistische Produktions-

weise herrscht, «ist zunächst ein äusserer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendwelcher Art befriedigt»[1]. «Die Nützlichkeit . . . macht es zum Gebrauchswert»[2].

«Die Warenkörper sind Verbindungen von zwei Elementen, Naturstoff und Arbeit.»[3]

Da «eine gesellschaftliche Teilung der Arbeit die Existenzbedingung der Warenproduktion ist», und «nur Produkte selbständiger und von einander unabhängiger Privatarbeiten einander als Waren gegenübertreten»,[4] so ist es verständlich, dass, «um Ware zu produzieren, man nicht Gebrauchswert produzieren muss, sondern Gebrauchswert für andere, gesellschaftlichen Gebrauchswert».[5] Doch diese Seite der Waren, ihre Nützlichkeit, resp. ihr Gebrauchswert interessiert Marx nicht. «Die Gebrauchswerte der Waren — meint er — liefern das Material einer eigenen Disziplin, der Warenkunde.»[6] Seine Untersuchung richtet sich vielmehr auf «das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen»,[7] nämlich auf den Tauschwert. Aber der Tauschwert selbst «kann nur die Ausdrucksweise, die «Erscheinungsform» eines von ihm unterscheidbaren Gehaltes sein»,[8] denn das Tauschverhältnis «ist stets darsellbar in einer Gleichung», welche besagt, «dass ein Gemeinsames von derselben Grösse in zwei verschiedenen Dingen existiert».[9] «Das Gemeinsame, was sich im Austauschverhältnis oder Tauschwert der Ware darstellt, ist ihr Wert.»[10]

Woraus besteht aber dieses Gemeinsame, der Wert? Marx findet, dass «dieses Gemeinsame nicht eine geometrische, physikalische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der

---

1 Kapital, B. I, 3. Aufl., 1883, p. 1.
2 Ibid. B. I, 3. Aufl., 1883, p. 2.
3 Ibid. B. I, p. 9.
4 Ibid. B. I, p. 9.
5 Ibid. B. I, p. 7/8.
6 Ibid. B. I, p. 2.
7 Ibid. B. I, p. 3.
8 Ibid. B. I, p. 3.
9 Ibid. B. I, p. 3.
10 Ibid. B. I, p. 5.

Waren sein kann. Ihre körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar machen, also zu Gebrauchswerten. Anderseits ist es gerade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten, was das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisiert. Innerhalb desselben gilt ein Gebrauchwert gerade soviel wie jeder andere, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist. . . . Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert. Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten.»[1] Diese Abstraktion vom Gebrauchswerte der Waren hat aber zur Folge, dass «mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeit verschwindet, es verschwinden also auch die verschiedenen konkreten Formen dieser Arbeiten, sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allzusamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit».[2] «Diese Dinge stellen nur noch dar, dass in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabt, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Krystalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie — Werte.»[3]

Die Grösse des Wertes eines Produktes ist also gleich dem Quantum der in ihm enthaltenen «wertbildenden Substanz», der Arbeit. «Die Quantität der Arbeit selbst misst sich an ihrer Zeitdauer und die Arbeitszeit besitzt wieder ihren Massstab an bestimmten Zeitteilen, wie Stunde, Tag u. s. w.»[4] «Dieselbe Arbeit ergibt daher in denselben Zeiträumen stets dieselbe Wertgrösse, wie immer die Produktivkraft wechsle.»[5] Doch kann nicht jede individuelle Arbeit gleich und vollgültig in die Rechnung eingetragen werden. Eine doppelte Umrechnung muss noch vielmehr vorgenommen werden. I. Muss bei jeder individuellen Arbeit von den individuellen Eigenschaften des Produ-

---

[1] Kapital, B. I, p. 4.
[2] Ibid. B. I, p. 4.
[3] Ibid. B. I, p. 5.
[4] Ibid. B. I, p. 5.
[5] Ibid. B. I, p. 13.

zenten und der Produktionsbedingungen abgesehen werden und dieselben auf ihr Verhältnis zur allgemeinen Durchschnittsarbeitskraft und -Zeit zurückgeführt werden. Eine Ware kann (als Wert) nur insofern gelten, als sie gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit kostet und enthält, d. h. als es «Arbeitszeit erheischt, um irgend einen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen. . . . Die Einzelware gilt hier überhaupt als Durchschnittsexemplar ihrer Art.»[1] II. Da es Arbeiten verschiedener Art gibt, von denen die eine Art komplizierter ist als die andere, und da die kompliziertere Arbeit «die Äusserung einer Arbeitskraft ist, worin höhere Bildungskosten eingehen, deren Produktion mehr Arbeitszeit kostet und die daher einen höheren Wert hat als die einfache Arbeitskraft»,[2] so «muss in jedem Wertbildungsprozess die höhere Arbeit stets auf gesellschaftliche Durchschnittsarbeit reduziert werden, z. B. ein Tag höherer Arbeit auf x Tage einfacher Arbeit».[3] «Komplizierte Arbeit gilt nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit. . . . Dass diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung.»[4]

Der auf diese Art entstehende Wert kommt aber, wie wir gesehen haben, zum Vorschein erst in dem Austauschverhältnisse der Waren, in ihrem Tauschwerte, denn «der Tauschwert ist die notwendige Ausdrucksweise, die Erscheinungsform des Wertes»[5] und zwar geschieht dies, weil «die gesellschaftliche Teilung der Arbeit die Arbeit ebenso einseitig macht, wie die Bedürfnisse vielseitig. Eben deswegen dient das Produkt nur als Tauschwert».[6]

Treu seiner von uns oben skizzierten Methode, in der Untersuchung komplizierter Erscheinungen bei den einfachsten Elementarformen derselben anzusetzen, und, von diesen ausgehend,

---

[1] Kapital, B. I, p. 6.
[2] Ibid. B. I, p. 178.
[3] Ibid. B. I, p. 179.
[4] Ibid. B. I, p. 11.
[5] Ibid. B. I, p. 5.
[6] Ibid. B. I, p. 77.

zu immer weiteren Komplizierungen überzugehen, beginnt Marx auch hier bei der Elementarerscheinung. Das «einfachste Wertverhältnis ist offenbar das Wertverhältnis einer Ware zu einer einzigen verschiedenartigen Ware, gleichgültig welcher».[1] Diese «einfache, einzelne oder zufällige Wertform» besteht in dem Wertausdrucke zweier sich auf einander austauschenden, und daher einander gehörenden, sich wechselseitig bedingenden Waren und besagt, dass in beiden eine gemeinsame, daher kommensurable Wertgrösse vorhanden ist. Doch «spielen hier die zwei verschiedenartigen Waren . . . offenbar zwei verschiedene Rollen. Die erste Ware spielt eine aktive, die zweite Ware eine passive Rolle. Der Wert der ersten Ware ist als relativer Wert dargestellt, oder befindet sich in relativer Wertform. Die zweite Ware funktioniert als Äquivalent oder befindet sich in Äquivalentform».[2]

Der Sinn und die Bedeutung dieser Wertform besteht nämlich darin, die Wertgrösse der ersten Ware auszudrücken, und das geschieht dadurch, dass die andere, von ihr verschiedene Ware als Massstab dafür dient. Dabei kommt diese andere Ware hier in Betracht nicht als kronkrete Ware, sondern als Inkarnation einer gewissen Grösse der Wertsubstanz, als Materiatur abstrakt menschlicher, gesellschaftlicher Arbeit.

Diese einfache Wertform, bei welcher jeder einfachen, in Relativform sich befindenden Ware, eine, in Äquivalentform sich befindende, entspricht, «kommt offenbar praktisch nur vor in den ersten Anfängen, wo Arbeitsprodukte durch zufälligen und gelegentlichen Austausch in Waren verwandelt werden».[3] Aber dadurch selbst ist die Möglichkeit einer vollständigeren Form gegeben, denn «je nachdem sie (die erste, relative Ware) zu dieser oder jener anderen Warenart in ein Wertverhältnis tritt, entstehen verschiedene einfache Wertausdrücke einer und derselben Ware. Die Anzahl ihrer möglichen Wertausdrücke ist nur beschränkt durch die Anzahl von ihr verschiedenen Warenarten».[4]

---

[1] Kapital, B. I. p. 15.
[2] Ibid. B. I, p. 15.
[3] Ibid. B. I, p, 34.
[4] Ibid. B. I, p. 30.

So erhalten wir die totale oder entfaltete Wertform. Durch die Austauschbarkeit resp. den Wertausdruck der einen Ware auf sämtliche anderen wird «die Ware Bürger der Welt und die Erscheinung verliert ihr zufälliges Aussehen. Es leuchtet sofort ein von der zufälligen Erscheinung wesentlich unterschiedener und sie bestimmender Hintergrund durch».[1] «Die entfaltete Wertform kommt zuerst tatsächlich vor, sobald ein Arbeitsprodukt nicht mehr ausnahmsweise, sondern schon gewohnheitsmässig mit verschiedenen anderen Waren ausgetauscht wird.»[2]

Doch hat auch diese Form grosse Mängel, denn «die Darstellungsreihe schliesst nie ab» . . . und «sie bildet eine bunte Mosaik auseinanderfallender und verschiedener Wertausdrücke»;[3] es fehlt also die Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit. Am schlimmsten ist aber, dass sie keine Handhabe liefert bei der Vergleichung des Wertes *verschiedener* Waren unter einander. «Da die Naturalform jeder einzelnen Warenart hier eine besondere Äquivalentform neben unzähligen anderen, besonderen Äquivalentformen ist, existieren überhaupt nur beschränkte Äquivalentformen, von denen jede die andere ausschliesst».[4] Und doch gibt es ein einfaches Mittel, all diese Mängel aufzuheben. Da in dieser Form die erste Ware auf alle Übrigen austauschbar ist (und zwar stellt sich diese Austauschbarkeit dar als «eine Summe einfacher, relativer Wertausdrücke»[5]), so braucht man nur diese Reihe umzukehren. Anstatt die eine Ware in Relativform gegenüber sämtlichen anderen Waren in Äquivalentform darzustellen, ist es viel ratsamer und folgerichtiger, umgekehrt diese eine Ware in Äquivalentform darzustellen, auf welche alle Übrigen sich als relative Werte beziehen. Dann erhält man die allgemeine Wertform. Dadurch wird mit einem Male die ganze Sachlage geändert. «Die Waren stellen ihre Werte jetzt I. einfach dar, weil in einer einzigen Ware, und II. einheitlich, weil in derselben Ware. Ihre Wertform ist ein-

---

[1] Kapital, B. I, p. 31.
[2] Ibid. B. I, p. 34.
[3] Ibid. B. I, p. 32.
[4] Ibid. B. I, p. 32.
[5] Ibid. B. I, p. 33.

fach und gemeinschaftlich, daher allgemein».[1] Diese eine Ware bekommt dadurch den Charakter des allgemeinen Äquivalents und «befindet sich in der Form unmittelbarer Austauschbarkeit mit allen anderen Waren».[2] Die allgemeine Äquivalentform kann eigentlich jeder Ware zukommen, doch erst dann, wenn diese Form an einer spezifischen Ware sich endgültig anhaftet, «mit ihrer Naturalform gesellschaftlich verwächst, erst dann hat die einheitliche relative Wertform objektive Festigkeit und allgemeine gesellschaftliche Gültigkeit gewonnen. Die spezifische Warenart . . . wird zur Geldware, oder funktioniert als Geld. Es wird ihre spezifisch gesellschaftliche Funktion und daher ihr gesellschaftliches Monopol, innerhalb der Warenwelt die Rolle des allgemeinen Äquivalents zu spielen. Diesen bevorzugten Platz hat unter den Waren . . . eine bestimmte Ware historisch erobert, das Gold».[3] So erhalten wir die Geldform.

Dass diese Geldform in einer Gesellschaft von Warenproduktion herrscht, weiss jedermann. «Jedermann weiss, dass die Waren eine . . . gemeinsame Wertform besitzen — die Geldform».[4] Die Resultate, welche die Einführung dieser Form mit sich führt, müssen daher genauer nachgesucht und dargestellt werden.

Dem Wesen nach tritt durch die Einführung des Geldes keine Veränderung in das Wertprinzip und Wertverhältnis der austauschenden Waren ein und, wie vor, vertauschen sich die Waren aufeinander nach der Proportion der in ihnen enthaltenen gesellschaftlichen Arbeitszeit. «Tritt doch das Gold den anderen Waren nur als Geld gegenüber, weil es ihnen bereits zuvor als Ware gegenüberstand»[5] und ist doch des Geldes «eigener Wert durch die zu seiner Produktion erheischte Arbeitszeit bestimmt und drückt sich in dem Quantum jeder anderen Ware aus, worin gleichviel Arbeitszeit geronnen ist».[6]

---

[1] Kapital, B. I, p. 33.
[2] Ibid. B. I, p. 37.
[3] Ibid. B. I, p. 38.
[4] Ibid. B. I, p. 15.
[5] Ibid. B. I, p. 39.
[6] Ibid. B. I, p. 62.

Dagegen bringt der Form nach die Einführung des Geldes eine totale Umwälzung im gesellschaftlichen Austauschprozess mit sich. Anstatt des unmittelbaren Produktenaustausches, wo jeder Verkauf der eigenen Ware zugleich Kauf der fremden, für den Verbrauch notwendigen Ware bedeutet, wo der ganze Zirkulationsprozess mit dem Stelle- oder Handwechsel der Gebrauchswerte erlischt, tritt mit dem Gelde die viel kompliziertere, aber auch bedeutend freiere und ungebundene Warenzirkulation ein, welche durch die Preisform vermittelt wird.

Da das Geld zur eigentlichen gesellschaftlichen Erscheinungsform gestempelt wird und als allgemeiner Repräsentant des Wertes funktioniert, muss jede Ware, bevor sie den Markt betritt, ihren Preis, d. h. «den Geldnamen der in der Ware vergegenständlichten Arbeit» [1] bekommen. «Der Warenhüter muss ihnen Papierzettel umhängen, um ihre Preise der Aussenwelt mitzuteilen.» [2] Auf dem Markt selbst besteht die erste Aufgabe für den Warenproduzenten vor allem darin, den Preis seiner Ware zu realisieren, den ideellen Preis in wirkliches Geld zu verwandeln, denn «allgemein gesellschaftliche gültige Äquivalentform erhält es (das Produkt) nur in Geld». [3] Durch die Vollziehung dieser ersten Metamorphose der Ware, Ware-Geld, Verkauf der Ware gegen Geld, nimmt die Ware die reine Wertgestalt an, um sich dadurch «in die gleichförmige gesellschaftliche Materiartur unterschiedloser menschlicher Arbeit zu verpuppen». [4] Doch diese erste Metamorphose ist nur eine einleitende. Das Endziel des Tausches ist ja Kauf, Rückverwandlung von Geld in die für den Gebrauch notwendige Ware. Nur nachdem diese zweite Schlussmethamorphose, Rückverwandlung des Geldes in Ware, Geld-Ware, Kauf, vollzogen ist, schliesst die Operation ab und damit auch der Lebenslauf der Ware. «Die Gesamtmetamorphose einer Ware besteht also aus zwei entgegengesetzten und einander ergänzenden Bewegungen, Ware-Geld und Geld-Ware», [5] wobei «die beiden umgekehrten Bewegungsphasen der

[1] Kapital, B. I, p. 72.
[2] Ibid. B. I, p. 65.
[3] Ibid. B. I, p. 77.
[4] Ibid. B. I, p. 80.
[5] Ibid. B. I, p. 82.

Warenmetamorphose einen Kreislauf bilden: Warenform, Abstreifung der Warenform, Rückkehr zur Warenform»,[1] und «der Austauschprozess der Ware vollzieht sich in folgendem Formwechsel: Ware-Geld-Ware».[2]

Nun ist aber jeder Akt des Austausches ein zweiseitiger, zwischen zwei, in entgegengesetzten Polen sich befindenden, Personen. «Die Verwandlung von Waren in Geld für den einen, Verkauf von Pol des Warenbesitzers, ist zugleich für den andern Verwandlung von Geld in Ware, Kauf vom Gegenpol des Geldbesitzers».[3] Dadurch kommt es, dass die Reihen sich immer ineinanderschliessen, denn während eine Ware den Markt betritt und den Kreislauf beginnt, endet damit für irgend eine andere, die früher den Akt des Verkaufes gegen Geld durchgemacht hat, ihr Kreislauf. «Der Kreislauf, den die Metamorphosenreihe jeder Ware beschreibt, verschlingt sich also unmittelbar mit den Kreisläufen anderer Waren. Der Gesamtprozess stellt sich dar als Warenzirkulation.»[4]

Ist somit auch hier der Kreislauf einer Ware nur dann vollendet, wenn sie *beide* Metamorphosen durchgemacht hat, so führt doch die Warenzirkulation, im Unterschiede zu dem unmittelbaren Produktenaustausche dazu, dem Warenproduzenten volle Freiheit zu geben, nachdem er die erste Metamorphose mit seiner Ware vollzogen und das Geld, «diese absolut veräusserliche Ware»,[5] in der Tasche hat, die Schlussmetamorphose hinauszuschieben nach Ort und Zeit. «Keiner braucht unmittelbar zu kaufen, weil er selbst verkauft hat. Die Zirkulation sprengt die zeitlichen, örtlichen und individuellen Schranken des unmittelbaren Produktenaustausches.»[6] Noch mehr, erst dadurch wird es möglich, Waren zu produzieren und zu verkaufen, nur um das dafür erhaltene Geld zu sammeln.

«Ware wird verkauft nicht um Waren zu kaufen, sondern um Warenform durch Geldform zu ersetzen. Aus blosser Ver-

---

[1] Kapital, B. I, p. 83.
[2] Ibid. B. I, p. 77.
[3] Ibid. B. I, p. 79.
[4] Ibid. B. I, p. 83.
[5] Ibid. B. I, p. 81.
[6] Ibid. B. I, p. 85.

mittlung des Stoffwechsels wird dieser Formwechsel zum Selbstzweck . . . Das Geld versteinert zum Schatz und der Warenverkäufer wird Schatzbildner.»[1] So ist es möglich, falls viele Verkäufer ihre Käufe verschieben, dass mit der Zeit ein Mangel an Käufern sich fühlbar macht. «Diese Formen schliessen daher die Möglichkeit, aber nur die Möglichkeit der Krisen ein.»[2]

III. Wert und Mehrwert, oder die kapitalistische Produktionsweise.

Die bisherige Untersuchung wurde geführt unter der Voraussetzung der Existenz einer gesellschaftlichen Teilung der Arbeit und daher der Warenproduktion, aber nicht der Teilung der Gesellschaft selbst in Klassen. In einer solchen Gesellschaft, wo sämtliche Glieder selbständige, freie, unabhängige Warenproduzenten sind, ist «Konsumtion, Befriedigung von Bedürfnissen, mit einem Worte, Gebrauchswert, der Endzweck»[3] der Produktion. Ob die Schlussmetamorphose des Kreislaufs der Waren sich früher oder später vollzieht, immer «wird das Geld schliesslich in Ware verwandelt, die als Gebrauchswert dient».[4] Obgleich dabei, wie wir gesehen haben, immer Äquivalente ausgetauscht werden und an Wert Niemand gewinnt, keiner den andern übervorteilt, also «beide Extreme Waren, auch Waren von derselben Grösse» sind,[5] jedoch ist die ganze Warenzirkulation nicht inhaltslos. «Produktenaustausch . . . bildet hier den Inhalt der Bewegung».[6] Aber eine solche Gesellschaft ist keine kapitalistische; es fehlt in ihr die Haupterscheinung, das Kapital. Indem nun Marx im zweiten Abschnitt des ersten Bandes sich um einen Schritt der kapitalistischen Wirklichkeit in seiner Untersuchung nähert, unternimmt er vor allem dies Grundphänomen, das Kapital, zu analysieren.

Was ist Kapital?

---

[1] Kapital, B. I, p. 103.
[2] Ibid. B. I, p. 85.
[3] Ibid. B. I, p. 124.
[4] Ibid. B. I, p. 122.
[5] Ibid. B. I, p. 124.
[6] Ibid. B. I, p. 124.

Unmittelbar in der Zirkulationssphäre, worin die Untersuchung bis jetzt sich befindet, erscheint das Kapital als Geld, welches zu einem gewissen Zwecke in die Zirkulation geworfen wird. «Geld, das in seiner Bewegung die Zirkulation G.-W.-G., Verwandlung von Geld in Ware und Rückverwandlung von Ware in Geld beschreibt, verwandelt sich in Kapital, und ist schon seiner Bestimmung nach Kapital».[1] Wenn man sich nun den Inhalt und die Bedeutung dieses zweiten Zirkulationsprozesses klar machen will, eines Prozesses, durch welchen der Geldbesitzer oder Kapitalist — denn «als bewusster Träger dieser Bewegung wird der Geldbesitzer Kapitalist»[2] —, am Ende nichts anderes besitzt als am Anfang, nämlich dasselbe, gleichförmige Geld, so leuchtet sofort ein, dass dies nicht in der Qualität zu suchen ist. «Der Prozess G.-W.-G. schuldet seinen Inhalt keinem qualitativen Unterschiede seiner Extreme, denn sie sind beide Geld, sondern nur ihrer quantitativen Verschiedenheit. Schliesslich wird der Zirkulation mehr Geld entzogen, als anfangs hineingeworfen wird. . . . Die vollständige Form dieses Prozesses ist daher G.-W.-G., wobei G. + □ G., d. h. gleich der ursprünglich vorgeschossenen Geldsumme, plus einem Inkrement. Dieses Inkrement, oder Überschuss über den ursprünglichen Wert nenne ich Mehrwert. Der ursprünglich vorgeschossene Wert erhält sich daher nicht nur in der Zirkulation, sondern in ihr verändert er seine Wertgrösse, setzt einen Mehrwert zu oder verwertet sich, und diese Bewegung verwandelt ihn in Kapital.»[3]

Das Interesse und der Sinn dieser ganzen Bewegung konzentrieren sich somit auf diesem Mehrgeld resp. Mehrwert nicht nur für den Kapitalisten, sondern auch für die Untersuchung; woher entsteht derselbe und durch welche Mittel gelingt es dem Kapitalisten, aus der Zirkulation mehr herauszuziehen, als er hineinwirft? Damit spitzt sich das Problem zu einem Mehrwertproblem zu und der Werttheorie entspringt eine Mehrwerttheorie.

---

[1] Kapital, B. I, p. 121.
[2] Ibid. B. I, p. 128.
[3] Ibid. B. I, p. 125.

Wenn wir annehmen, dass Äquivalente sich austauschen, dann wäre es ja unmöglich, aus der Zirkulation mehr Wert herauszuziehen. Es bleibt also nichts übrig als anzunehmen, dass Nichtäquivalente sich austauschen. Damit wäre die bisherige Untersuchung ganz umzustossen. Aber auch dieser scheinbar so plausible Ausweg erweist sich in der Wirklichkeit als ganz unmöglich. Der Austausch von Nicht-Äquivalenten wäre nur auf folgenden Wegen möglich: I. «es sei durch irgend ein unerklärliches Privileg dem Verkäufer gegeben, die Ware über ihrem Werte zu verkaufen»;[1] oder II. «umgekehrt, es sei das Privilegium des Käufers, die Ware unter ihrem Werte zu kaufen».[2] Nun darf man ja nicht vergessen, dass innerhalb des Kreislaufes der Ware jeder Warenproduzent die Stelle wechselt, und bald als Verkäufer, bald als Käufer figuriert. Das Resultat wäre, dass jeder in der einen Rolle das verliert, was er in der andern gewinnt. «Das ganze kommt in der Tat darauf hinaus, dass alle Warenbesitzer ihre Ware einander über (resp. unter) dem Preis verkaufen, was dasselbe ist, als ob sie die Waren zu ihren Werten verkaufen.»[3]

Es ist ebenso unmöglich, dass diese Veränderung der Wertsumme des Geldes an dem Gelde selbst vorgehe, «denn als Kaufmittel und Zahlungsmittel realisiert es nur den Preis der Ware, die es kauft oder zahlt, während es in seiner eigenen Form verharrend, zum Petrefakt von gleichbleibender Wertgröse erstarrt».[4]

Nun hat man noch von dem Privilegium des Produzenten, seine Ware an den Konsumenten mit Gewinn zu verkaufen, gesprochen; aber in der Wirklichkeit wird dadurch die Sache nicht geändert, denn wenn «der Verkäufer die Ware selbst produziert hat oder ihren Produzenten vertritt, so hat doch auch der Käufer nicht minder die in seinem Gelde dargestellte Ware selbst produziert oder vertritt ihren Produzenten. Es steht also Produzent dem Produzenten gegenüber».[5] Endlich wäre es möglich, dass

---

[1] Kapital, B. I, p. 136.
[2] Ibid. B. I, p. 137.
[3] Ibid. B. I, p. 136.
[4] Ibid. B. I, p. 143.
[5] Ibid. B. I, p. 137/138.

die einen Warenproduzenten die anderen übervorteilen, aber das hätte nur zur Folge, dass das Geld der Einen in die Tasche der Andern überginge, also dass die Verteilung geändert wird. « Die Summe der zirkulierenden Werte kann offenbar durch keinen Wechsel in ihrer Verteilung vermehrt werden. . . . Die Gesamtheit der Kapitalistenklasse eines Landes kann sich nicht übervorteilen. Man mag sich also drehen und wenden wie man will, das Facit bleibt dasselbe. Werden Äquivalente ausgetauscht, so entsteht kein Mehrwert und werden Nichtäquivalente ausgetauscht, so entsteht auch kein Mehrwert. Die Zirkulation oder der Warenaustausch schafft keinen Wert. »[1]

Um die Bildung des Mehrwertes zu verstehen und zu begreifen, muss man sich aus der Sphäre der Zirkulation zurückziehen in die Sphäre der Warenproduktion. Dort, in den Werkstätten und Fabriken, wo der Wert produziert wird, muss auch die Entstehung und Produktion des Mehrwerts sich vollziehen.

« Wir wissen, dass der Wert jeder Ware bestimmt ist durch das Quantum der in ihrem Gebrauchswert materialisierten Arbeit, durch die zu ihrer Produktion gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. »[2] Doch wissen wir noch nicht, unter welchen Bedingungen und Umständen dieser ganze Arbeitsprozess, welcher Produktionsprozess der Ware und des Wertes ist, sich vollzieht. Betrachten wir also denselben näher.

Die Schaffung des Wertes geschieht durch den Arbeitsprozess, « dessen einfache Momente die zweckmässige Tätigkeit ist, oder die Arbeit selbst, ihr Gegenstand und ihr Mittel ».[3] Als Arbeitsgegenstand können dienen, entweder « von der Natur vorgefundene Gegenstände », oder solche Gegenstände, « die schon, so zu sagen, durch frühere Arbeit filtriert sind ». Letztere nennen wir « Rohmaterial ». « Das Arbeitsmittel ist ein Ding, oder Komplex von Dingen, die der Arbeiter zwischen sich und den Arbeitsgegenstand schiebt . . . und deren mechanische, physikalische und chemische Eigenschaften er benutzt, um sie als Machtmittel auf andere Dinge, seinem Zweck gemäss, wirken zu lassen. »[4] Auch

---

[1] Kapital, B. I, p. 139/140.

[2] Ibid. B. I, p. 166.

[3] Ibid. B. I, p. 156.

[4] Ibid. B. I, p. 157.

diese liefert ihm ursprünglich die Natur. « Wie die Erde seine ursprüngliche Proviantkammer, ist sie sein ursprüngliches Arsenal von Arbeitsmitteln. » [1] Aber « sobald überhaupt der Arbeitsprozess einigermassen entwickelt ist, bedarf er bereits bearbeiteter Arbeitsmittel ». [2]

Als Resultat des Arbeitsprozesses entsteht ein nützliches Ding, ein Produkt, und vom Standpunkte desselben betrachtet erscheinen « die Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand als Produktionsmittel und die Arbeit als produktive Arbeit ». [3] Als solche setzt sie nicht nur dem Arbeitsgegenstand neuen Wert zu, sondern bewirkt, dass « der Wert der Produktionsmittel erhalten wird durch seine Übertragung auf das Produkt ». [4] Doch geht nicht der ganze Wert aller Produktionsmittel auf das Produkt über. « Nur soweit Produktionsmittel während des Arbeitsprozesses Wert in der Gestalt ihrer alten Gebrauchswerte verlieren, übertragen sie Wert auf die neue Gestalt des Produkts. Das Maximum des Wertverlustes, den sie im Arbeitsprozess erleiden können, ist offenbar beschränkt durch die ursprüngliche Wertgrösse, womit sie in den Arbeitsprozess eintreten, oder durch die zu ihrer eigenen Produktion erheischte Arbeitszeit. » [5] « Der Teil des Kapitals also, der sich in Produktionsmittel, d. h. in Rohmaterial, Hülfsstoffe und Arbeitsmittel umsetzt, verändert seine Wertgrösse nicht im Produktionsprozess. Ich nenne ihn daher konstanter Kapitalteil oder kürzer: konstantes Kapital. » [6]

Ganz anders mit der lebendigen Arbeit oder « der sich betätigenden Arbeitskraft. Iedes Moment ihrer Bewegung bildet zusätzlichen Wert, Neuwert. . . Dieser Wert bildet den Überschuss des Produktenwerts über seine in den Wert der Produktionsmittel geschuldeten Bestandteile. Es ist der einzige Originalwert, der innerhalb dieses Prozesses entstand, der einzige Wertteil des Produkts, der durch den Prozess selbst produziert ist ». [7]

---

[1] Kapital, B. I, p. 157.
[2] Ibid. B. I, p. 158.
[3] Ibid. B. I, p. 159.
[4] Ibid. B. I, p. 180.
[5] Ibid. B. I, p. 187.
[6] Ibid. B. I, p. 191.
[7] Ibid. B. I, p. 190.

« Der in Arbeitskraft umgesetzte Teil des Kapitals verändert seinen Wert in Produktionsprozess. . . Ich nenne ihn daher variablen Kapitalteil oder kürzer: variables Kapital. » [1]

Die bisherige Analyse hat uns das Resultat geliefert, dass im Arbeits-, resp. Produktionsprozess zwei Hauptelemente tätig sind: Gegenstände, Produktionsmittel und lebendige, sich betätigende Arbeit, was für den Kapitalisten eine Spaltung seines Kapitals im konstanten und variablen Teil bedeutet. Ferner hat uns die Analyse gezeigt, dass nur der variable, auf Unterhaltung der Arbeit verwendete Teil des Kapitals den Wert produziert, also nur er auch den Mehrwert produzieren kann. Doch sind wir dadurch um keinen Schritt weiter in der Erklärung des Mehrwertproblems gelangt, denn so lange wir, wie bis jetzt, auf dem Boden einer einheitlichen, aus selbständigen, unabhängigen Warenproduzenten bestehenden Gesellschaft sich befinden, kann das Mehrwertproblem nicht gelöst werden. Der Mehrwert und das Kapital existieren ja in einer solchen Gesellschaft nicht. Durch eigene Arbeit « kann der Warenbesitzer . . . . . Werte bilden, aber keine sich verwertenden Werte », [2] d. h. keine Mehrwerte. Dies ist nur möglich, sobald die Gesellschaft in Klassen sich spaltet und auf dem Markte nicht nur fertige Waren, d. h. schon verkörperlichte bestimmte Wertgrössen, sondern auch die Arbeitskraft, diese wertbildende Substanz selbst, dort käuflich ist. « Zur Verwandlung von Geld in Kapital muss der Geldbesitzer den freien Arbeiter auf dem Markt vorfinden, frei im Doppelsinn, dass er einerseits als freie Person über seine Arbeitskraft, als seine Ware verfügt, dass er anderseits andere Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen. » [3] Durch den Kauf der Arbeitskraft oder des Arbeitsvermögens, d. h. « des Inbegriffes der physischen und geistigen Fähigheiten, die in der Leiblichkeit der lebendigen Persönlichkeit existieren » [4], gegen einen bestimmten Lohn bekommt der Kapitalist das Recht, « den Träger der Arbeitskraft, den Arbeiter die Produktionsmittel durch seine Arbeit konsumieren zu lassen »

---

[1] Kapital, B. I, p. 191.
[2] Ibid. B. I, p. 142.
[3] Ibid. B. I, p. 146.
[4] Ibid. B. I, p. 144.

und zwar « arbeitet der Arbeiter unter Kontrolle des Kapitalisten dem seine Arbeit gehört »[1] und dessen Eigentum das Produkt ist.

Durch diese Konsumtion der Arbeit, durch die Betätigung der Arbeitskraft reproduziert der Arbeiter nicht nur seinen eigenen Wert, sondern schafft auch den Mehrwert. Wieso?

Dies erklärt sich folgendermassen. « Der Wert der Arbeitskraft, gleich dem jeder anderen Ware, ist bestimmt durch die zu Produktion, also Reproduktion dieses spezifischen Artikels notwendige Arbeitszeit.[2] . . . Die Arbeitskraft existiert nur als Anlage eines lebendigen Individuums. . . . Zu seiner Erhaltung bedarf das Individuum einer gewissen Summe von Lebensmitteln. Die zur Produktion der Arbeitskraft notwendige Arbeitszeit löst sich also auf in die « zur Produktion dieser Lebensmittel notwendige Arbeitszeit » und zwar « Lebensmittel, die genügen, um das arbeitende Individuum in seinem normalen Lebenszustande zu erhalten »[3] und zwar nicht nur für das Individuum selbst, sondern auch für « die Ersatzmänner, d. h. die Kinder der Arbeiter ».[4] Auch ist « der Umfang der notwendigen Bedürfnisse, wie die Art ihrer Befriedigung selbst ein historisches Produkt und hängt daher grösstenteils von der Kulturstufe eines Landes ab ».[5]

Diesen Wert der Arbeitskraft zahlt also der Geldbesitzer dem Arbeiter in Form von Tageslohn. Freilich ist es möglich, dass dieser Wert der Lebensmittel, resp. der Arbeitskraft nur einen halben Tag Arbeit kostet, nur 6 Arbeitsstunden enthält. Doch, da der Kapitalist, resp. « Geldbesitzer den Tageswert der Arbeit gezahlt hat, gehört ihm daher ihr Gebrauch während des Tages, die tagelange Arbeit. Der Umstand, dass die tägliche Erhaltung der Arbeitskraft nur einen halben Arbeitstag kostet, obgleich die Arbeitskraft einen ganzen Tag wirken, arbeiten kann, dass daher der Wert, den ihr Gebrauch während eines Tages schafft, doppelt so gross ist als ihr eigener Tauschwert, ist ein besonderes Glück für die Käufer ».[6] In der Tat lässt der

---

[1] Kapital, B. I, p. 164.
[2] Ibid. B. I, p. 147.
[3] Ibid. B. I, p. 148.
[4] Ibid. B. I, p. 149.
[5] Ibid. B. I, p. 148.
[6] Ibid. B. I, p. 174.

Kapitalist den Arbeiter nicht nur einen halben Tag arbeiten, um volles Äquivalent für den Wert des ihm gezahlten Arbeitslohnes zu produzieren, sondern er lässt den Arbeiter den ganzen Tag arbeiten, um in die Mehrzeit Mehrwert für ihn, den Kapitalisten, zu schaffen. « Der Verwertungsprozess ist nichts als ein über einen gewissen Punkt hinaus verlängerter Wertbildungsprozess. » [1]

Damit ist das Problem des Mehrwerts gelöst: Der Mehrwert ist unbezahlter Wert, d. h. Wert geschaffen durch Arbeitszeit, deren Belohnung anstatt in die Tasche der eigentlichen Produzenten desselben, der Arbeiter, in die Tasche der Kapitalisten fliesst. Damit ist aber auch zugleich die Einheitlichkeit der Gesellschaft durchbrochen. Die kapitalistische Gesellschaft besteht also aus zwei antagonistischen Klassen; aus der Arbeiter- und der Kapitalistenklasse. Diese Einteilung der Gesellschaft wird grundlegend bei der weiteren Marxschen Behandlung des gesellschaftlichen Produktionsprozesses.

Obgleich « in der Wertbestimmung es sich um die gesellschaftliche Arbeitszeit überhaupt handelt, das Quantum Arbeit, worüber die Gesellschaft überhaupt zu verfügen hat », [2] so « bestimmt doch das Verhältnis von Kapital und Lohnarbeit den ganzen Charakter dieser (der kapitalistischen) Produktionsweise ». [3] Die Arbeiterklasse und Kapitalistenklasse sind die Hauptagenten der Produktion.

Die Leiterin und Beherrscherin der gesellschaftlichen Produktion ist die als einheitlich und homogen betrachtete Kapitalistenklasse. Für sie ist « der direkte Zweck und das bestimmende Motiv der Produktion die Produktion des Mehrwerts ». [4] Diese ihre Lebensaufgabe erreicht die Kapitalistenklasse dadurch, dass sie « das Kommando über die Arbeiter führt » und dass sie « als Auspumper von Mehrarbeit und Exploiteur von Arbeitskraft an Energie, Masslosigkeit und Wirksamkeit alle früheren auf direkter Zwangsarbeit beruhenden Produktionssysteme überflügelt ». [5]

---

[1] Kapital, B. I, p. 175.
[2] Ibid. B. III, 1895, 2. T., p. 418.
[3] Ibid. B. III, 1895, 2. T., p. 416.
[4] Ibid. B. III, 1895, 2. T., p. 417.
[5] Ibid. B. I, p. 307.

Dadurch erreicht sie eine möglichst hohe Rate des Mehrwerts, d. h. der « verhältnismässigen Verwertung des variablen Kapitals oder der verhältnismässigen Grösse des Mehrwerts ».[1] Die Rate des Mehrwerts kann auf folgenden drei Wegen erhöht werden:

I. Durch Verlängerung des Arbeitstages oder der « extensiven Grösse » der Arbeit bis zu seiner Maximalschranke. Diesem Streben ist aber eine doppelte Schranke gesetzt: einerseits « eine physische Schranke der Arbeitskraft » [2], anderseits « eine moralische soziale » Schranke, welche « in der Befriedigung geistiger und sozialer Bedürfnisse » gegeben ist, « deren Umfang und Zahl durch den allgemeinen Kulturzustand bestimmt sind ».[3]

II. Durch Vergrösserung und Erhöhung der Intensität der Arbeit oder der « intensiven Grösse » der Arbeit, denn « diese Zusammenpressung einer grösseren Masse Arbeit in einer gegebenen Zeitperiode zählt jetzt, was sie ist, als grösseres Arbeitsquantum ».[4]

III. Durch Herabsetzung der notwendigen Arbeitszeit, d. h. der bezahlten Arbeit. Dies durchzuführen ist auf zwei Arten möglich: entweder « durch Herabdrückung des Lohnes des Arbeiters unter dem Wert seiner Arbeitskraft » [5] oder durch Senkung des Wertes der Arbeitskraft selbst, was ihrerseits die Senkung des Wertes der Lebensmittel zur Voraussetzung hat. Dies letztere « ist aber unmöglich ohne Erhöhung der Produktivität der Arbeit », d. h. ohne « Veränderung im Arbeitsprozess, wodurch die zur Produktion einer Ware gesellschaftlich erheischte Arbeitszeit verkürzt wird, ein kleineres Quantum Arbeit also die Kraft erwirbt, ein grösseres Quantum Gebrauchswert zu produzieren ».[6]

« Der stärkste Hebel zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit ist der Drang zur Reduktion des Kostpreises auf sein Minimum. » [7]

---

[1] Kapital, B. I, p. 197.
[2] Ibid. B. I, p. 215.
[3] Ibid. B. I, p. 216.
[4] Ibid. B. I, p. 418.
[5] Ibid. B. I, p. 311.
[6] Ibid. B. I, p. 311/312.
[7] Ibid, B. III, 2. T., 1895, p. 417/418.

Das sind die Grund- und Hauptzüge der kapitalistischen Produktionsweise, der Produktion von Wert und Mehrwert. Mit der Herstellung der Ware und der Schaffung von Wert und Mehrwert schliesst das zweite Stadium des Kreislaufs des Kapitals. Um aber sein Ziel zu erreichen und Mehrgeld, resp. Mehrwert aus der Zirkulation herauszuziehen, muss der Kapitalist den geschaffenen Mehrwert auch realisieren und in seine Tasche bringen. Dies geschieht durch das dritte Schlussstadium des Kreislaufes. « Der Kapitalist kehrt zum Markt zurück als Vorkäufer. Seine Ware wird in Geld umgesetzt oder macht den Zirkulationsakt W.-G. durch. »[1] Dieses letzte Stadium enthält aber neue Probleme, die Verteilungsprobleme, zu denen wir nun übergehen wollen.

IV. Die Verteilung des Mehrwertes.

Aus den Werkstätten und Fabriken, d. h. aus dem Produktionsprozesse gehen die Waren fertig heraus, fertig nicht nur als Produkte, d. h. als Gebrauchswerte, sondern auch als Werte, der Wert des jährlichen Gesamtproduktes der Arbeit wird dort produziert. Von nun an vermag nichts mehr den Wert der Waren und, gesellschaftlich betrachtet, die Grösse und Summe des gesellschaftlichen Wertes zu erhöhen. Mag das dritte Stadium noch so viel Kosten mit sich bringen und noch so viel Arbeit verursachen, « der Inhalt solcher Arbeit schafft weder Wert noch Produkt[2] und die darauf verwendete Zeit ist eine Zirkulationskost, die den umgesetzten Werten nichts zuführt ».[3]

Der Wert des jährlichen Gesamtproduktes muss also realisiert werden, durch den Verkauf die Geldform annehmen und zugleich verteilt werden.

Diese Verteilung ist eine doppelte. Zuerst spaltet sich der ganze Wert und das ganze Produkt, wie wir wissen, in zwei Hauptteile: in Wert und Mehrwert, oder in notwendiges Produkt und Mehrprodukt, von denen der erste Teil der Arbeiter-

[1] Kapital, B. II, 1885, p. 1.
[2] Ibid. B. II, p. 108.
[3] Ibid. B. II, p. 109.

klasse in Form von Arbeitslohn *nachträglich* ausgezahlt wird,[1] der andere, der Mehrwert und Mehrprodukt der gesamten Kapitalistenklasse zufällt.

Die Verteilung des ersten Teils, des Wertes, innerhalb der Arbeiterklasse selbst bringt keine Schwierigkeit mit sich. Es wird vorausgesetzt, dass jeder einzelne Arbeiter den Wert seiner täglichen Arbeitskraft ausbezahlt bekommt. Daher tritt von nun an die Arbeiterklasse ganz von der Szene ab. Anders aber steht es mit der Verteilung des Mehrwertes innerhalb der gesamten Kapitalistenklasse. Ganz neue Probleme kommen hier an den Tag. Das erste Problem bringt die Teilung des gesellschaftlichen Produktivkapitals in einzelne selbständige Teile und der Produktion selbst in verschiedene Sphären; das zweite Problem liefert die Spaltung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals in verschiedenen Formen, oder die Existenz des Kaufmanns- oder Handels-, des Geld- oder Zinskapitals und der Rente.

Betrachten wir zunächst das erste Problem näher.

Der ganze Zweck und Inhalt der kapitalistischen Produktion besteht, wie wir gesehen haben, in der Erlangung von Mehrgeld, resp. Mehrwert und zwar in möglichst grosser Masse. Um dies zu erreichen, macht der Kapitalist verschiedene nötige Auslagen in Geld, resp. Kapital. Die verschiedene Rolle, welche die verschiedenen Teile des Kapitals innerhalb des Produktionsprozesses spielen, ist für ihn gleichgültig. « Er schiesst alle Bestandteile gleichmässig vor . . . um einen Wertüberschuss zu produzieren. »[2] Er muss es so tun, denn « der Kapitalist kann die Arbeit nur exploitieren durch Vorschuss des konstanten Kapitals und kann das konstante Kapital nur verwerten durch Vorschuss des variablen Kapitals ».[3] Aus diesem ganzen vorgeschossenen Kapital erwartet er seinen Vorteil, oder nach Marx' Terminologie

---

[1] Wir sagen *nachträglich*, weil nach Marx nicht der Kapitalist dem Arbeiter, sondern umgekehrt, der Arbeiter dem Kapitalisten vorschiesst und kreditiert. « In allen Ländern kapitalistischer Produktionsweise wird die Arbeitskraft erst gezahlt, nachdem sie bereits während des im Kaufkontrakt festgesetzten Termins funktioniert hat, z. B. am Ende jeder Woche », Kapital, B. I, p. 152.

[2] Kapital, B. III, 1. T., p. 16.

[3] Ibid. B. III, 1. T., p. 16.

«Profit», und zwar «erwartet der Kapitalist gleichen Vorteil auf alle Teile des Kapitals, die er vorstreckt».[1]

Um aber seinen Profit zu kennen, muss der Kapitalist den Kostpreis seiner Ware kennen. Diese Kost misst der Kapitalist «an der Ausgabe in Kapital».[2] «Der Kostpreis der Ware wird ausschliesslich gebildet durch das für ihre Produktion wirklich verausgabte Kapital,»[3] d. h. bestehet «aus Verschleiss des fixen Kapitals und aus dem zirkulierenden Kapital.» In diesen kapitalistischen Kostpreis der Ware geht der Mehrwert nicht hinein, weil «der aus Mehrwert bestehende Teil des Warenwerts den Kapitalisten nichts kostet».[4] «Der Mehrwert resp. Profit besteht also gerade in dem Überschuss des Warenwertes über ihren Kostpreis, d. h. in dem Überschuss der in der Ware enthaltenen Gesamtsumme von Arbeit über die in ihr enthaltene bezahlte Summe Arbeit.»[5] Diese Masse des Mehrwerts oder Profits berechnet an dem Gesamtkapital des Unternehmens, oder mit anderen Worten «die Rate des Mehrwerts gemessen am Gesamtkapital heisst Profitrate»[6] und dies ist das einzige, was den Kapitalisten interessiert.

Nun existieren aber ganze Legionen von Kapitalisten. Und sämtliche Kapitalisten sind von dem einen Streben beseelt: von der Jagd nach einer möglichst hohen Profitrate. Deshalb entsteht zwischen ihnen eine schonungslose Konkurrenz und zwar eine doppelte Konkurrenz: a) zwischen den verschiedenen Unternehmern innerhalb einer und derselben Produktionssphäre und b) zwischen den verschiedenen Produktionssphären untereinander. Das Resultat ist, dass «in der Wirklichkeit, von unwesentlichen, zufälligen und sich ausgleichenden Unterschieden abgesehen, die Verschiedenheit der durchschnittlichen Profitraten für die verschiedenen Industriezweige nicht existiert und nicht existieren könnte, ohne das ganze System der kapitalistischen Produktion aufzuheben», in welcher «die Gleichheit der Kostpreise die Basis

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 11.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 2.
[3] Ibid. B. III, 1. T., p. 7.
[4] Ibid. B. III, 1. T., p. 2.
[5] Ibid. B. III, 1. T., p. 16/17.
[6] Ibid. B. III, 1. T., p. 17.

der Konkurrenz der Kapitalanlagen bildet, wodurch der Durchschnittsprofit hergestellt wird ».[1]

Ebenso wie Marx mit offenen Augen klar diese empirische Tatsache einsieht, so sieht er nicht minder klar ein, dass dieselbe der Werttheorie und dem Wertgesetze offen und schroff widerspricht. « Es erscheint also, dass die Werttheorie hier unvereinbar ist mit den wirklichen Bewegungen, unvereinbar mit den tatsächlichen Erscheinungen der Produktion. »[2] Noch mehr, er verfehlt auch nicht, diesen Widerspruch nach den verschiedenen Seiten und den verschiedenen Variationen zu entfalten und zu formulieren.

Dieser Widerspruch kann sich nach zwei Richtungen entwickeln: a) Innerhalb einer und derselben Produktionssphäre. Jeder Kapitalist kann auf verschiedenen Wegen die Profitrate auf sein Kapital afficieren, denn diese hängt ja von verschiedenen Elementen und Momenten ab. Erstens kann die Rate des Mehrwerts verschieden sein, je nach dem Exploitationsgrad der Arbeiter, nach der Verschiedenheit in dem Arbeitstag, Intensität der Arbeit und Belohnung derselben. Aber auch wenn « die Rate des Mehrwerts als konstant vorausgesetzt wird, so kann die Profitrate, die ein bestimmtes Kapital abwirft, steigen oder fallen infolge von Umständen, die den Wert eines oder des anderen Teils des konstanten Kapitals erhöhen oder erniedrigen und dadurch überhaupt das Verhältnis zwischen den konstanten und variablen Bestandteilen des Kapitals afficieren . . . Auch Umstände, welche die Umschlagszeit eines Kapitals verlängern oder verkürzen, können in ähnlicher Weise die Profitrate afficieren ».[3]

Selbstverständlich steht also diese Variabilität der Profitrate in Widerspruch zur tatsächlichen Existenz einer allgemeinen Profitrate. Doch dieser Widerspruch wird von Marx leicht gelöst und überwunden.

Gemäss seiner Methode « in allgemeiner Untersuchung . . . die wirklichen Verhältnisse nur darzustellen, soweit sie ihren eigenen allgemeinen Typus ausdrücken »,[4] kümmert sich Marx

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 132.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 132.
[3] Ibid. B. III, 1. T., p. 121.
[4] Ibid. B. III, 1. T., p. 121.

wenig um die etwaigen Abweichungen der individuellen Werte von ihren Preisen, welche durch die Existenz einer gleichen Profitrate eintreten können. Er gibt offen zu, dass « der individuelle Wert einiger Waren unter dem Marktwert, der anderer darüber stehen wird. Der Marktwert wird einerseits zu betrachten sein als der Durchschnittswert der in einer Sphäre produzierten Waren, anderseits als der individuelle Wert der Waren, die unter den durchschnittlichen Bedingungen der Sphäre produziert werden und die die grosse Masse der Produkte desselben bilden. Es sind nur ausserordentliche Kombinationen, bei welchen die unter den schlechtesten Bedingungen, oder die unter den bevorzugtesten Bedingungen produzierten Waren den Marktwert regeln, der seinerseits das Schwankungszentrum bildet für die Marktpreise, die aber dieselben sind für die Waren derselben Art ». [1]

Im ersten Falle, d. h. im gewöhnlichsten, normalen Falle, gleichen die beiden Extreme, d. h. die Waren, welche unter, und die, welche über die normalen gesellschaftlichen Bedingungen produziert sind, sich aus, « so dass der Durchschnittswert der ihnen angehörigen Waren gleich ist dem Wert der der mittleren Masse angehörigen Waren. Dann ist der Marktwert bestimmt durch den Wert der unter mittleren Bedingungen produzierten Waren. Der Wert der gesamten Warenmasse ist gleich der wirklichen Summe der Werte aller einzelnen Waren zusammengenommen, sowohl derer, die innerhalb der mittleren Bedingungen, als derer, die unter oder über ihnen produziert sind. » [2] Dass dieser Fall bei der Bildung von Durchschnittswerten und Durchschnitts- oder Marktpreisen der herrschende und normale sein soll und dass daher die Marktpreise den Marktwerten der Waren innerhalb einer und derselben Produktionssphäre gleich sein sollen, das bewirkt schon die Konkurrenz. « Die Konkurrenz, die Schwankungen der Marktpreise, die den Schwankungen des Verhältnisses von Nachfrage und Zufuhr entsprechen, suchen beständig das Gesamtquantum der auf jede Warenart verwandten Arbeit auf das Mass des zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnisses zu reduzieren. » [3]

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 157.

[2] Ibid., B. III, 1. T., p. 161.

[3] Ibid., B. III, 1. T., p. 172.

Somit ist der Widerspruch zwischen dem Wertgesetze und der empirischen kapitalistischen Wirklichkeit ohne grosse Beeinträchtigung des Wertgesetzes überwunden, weil angenommen wird, dass die grosse Masse der Waren einer und derselben Art unter verhältnismässig gleichen, normalen Bedingungen produziert wird. Viel schlimmer steht es aber beim Vergleich der Kapitalanlagen in verschiedenen Produktionssphären. Hier ist der Widerspruch viel krasser, die Differenzen sind weit tiefer und einschneidender, und die «Lösung» ist daher, wenngleich nach derselben Methode ausgeführt, doch viel weniger befriedigend und versöhnend. Hier ist es, wo der Stein des Anstosses seitens der Marxschen Gegner gefunden wird. Die Schwierigkeit besteht in folgendem: Ebenso wie für jede Ware ein Marktpreis angenommen wird, ebenso wird für jede Produktionssphäre ein Kapital von bestimmter Zusammensetzung, d. h. von bestimmtem «Verhältnisse seines aktiven und passiven Teils des variablen und konstanten Kapitals»[1] angenommen. Dabei kommen zwei Verhältnisse in Betracht. Erstens das bestimmte Verhältnis zwischen der lebendigen Arbeit und der durch dieselbe in Bewegung gesetzten konsumierten Masse von Produktionsmitteln. «Dieses Verhältnis bildet die technische Zusammensetzung des Kapitals und ist die eigentliche Grundlage seiner organischen Zusammensetzung.»[2] Unter diesem zweiten Verhältnis versteht Marx «das Wertverhältnis zwischen variablem und konstantem Kapital und damit auch die Wertzusammensetzung des Kapitals.»[3]

Diese doppelte Zusammensetzung des Kapitals ist eine ganz verschiedene in den verschiedenen Produktionssphären. In einer Sphäre stellt das variable Kapital einen grossen Teil des Gesamtkapitals dar, in einer anderen — einen kleinen. Die Folge davon ist, dass «Kapitale von gleicher Grösse, bei gleichem Arbeitstag und gleichem Exploitationsgrad der Arbeit sehr verschiedene Mengen von Profit erzeugen, weil von Mehrwert, und zwar, weil nach der verschiedenen organischen Kapitalzusammensetzung in verschiedenen Produktionssphären ihr variabler Teil verschieden ist, also die Quanta der von ihnen in Bewegung gesetzten

---

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 123.
[2] Ibid., B. III, 1. T., p. 123.
[3] Ibid., B. III, 1. T., p. 124.

lebendigen Arbeit verschieden, also auch die Quanta der von ihnen angeeigneten Mehrarbeit, der Substanz des Mehrwerts und daher Profits». Daher ist «die Rate des Mehrwerts in ihnen verschieden», wenn «die Waren zu ihren Werten verkauft werden».[1] Auch kommt ein anderes Moment hinzu: «die Verschiedenheit der Länge des Umschlags des Kapitals in den verschiedenen Produktionssphären».[2]

Zwei Umstände sind es, die auf diesem Gebiete, bei der Vergleichung der Kapitalanlagen in verschiedenen Produktionssphären, den Widerspruch zwischen dem theoretischen Wertgesetze und der empirischen Tatsache der Existenz einer allgemein-gleichen Profitrate viel krasser, schroffer und schwieriger machen. Erstens handelt es sich hier nicht, wie oben, um individuelle und daher zufällige Abweichungen und Verschiedenheiten, sondern um objektive, gesellschaftlich-technische Tatsachen. Zweitens konnte Marx oben mit Recht annehmen, dass das Gros der Unternehmungen bei kapitalistisch-fortgeschrittener Produktionsweise in einer und derselben Sphäre unter mittleren, mehr oder minder gleichartigen, gesellschaftlich-normalen Bedingungen betrieben wird und dass daher die Abweichung der Preise von den Werten, oder des Durchschnittswerts, respektive Marktwerts von den individuellen Werten, entweder ganz sich aufhebt oder nur in verschwindend kleine Teile des Gesamtkapitals eintreten kann. Hier aber ist die Verschiedenheit der normalen Kapitalzusammensetzungen in den verschiedenen Sphären so gross, dass Marx selbst in seinen Tabellen variable Kapitale in der Grösse von 5 bis 40 % des Gesamtkapitals annimmt.

So geschah es, dass die Anwendung einer und derselben Methode, eines und desselben Verfahrens bei der Lösung des Widerspruches hier ein ganz anderes Resultat ergeben hat. Marx sah sich genötigt, offen und klar zu gestehen, dass durch die Bildung einer allgemeinen Profitrate, durch die Einführung des neuen Begriffs der Produktionspreise, die Warenpreise in der Regel nicht mit ihren individuellen Werten, auch nicht mit den Durchschnittswerten der gleichen Sphäre zusammenfallen, sondern dass die Preise von den Werten, öfter um vieles, abweichen.

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 127/128.

[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 130.

Und nun zur Darstellung dieser «Lösung» selbst. Genau so, wie innerhalb eines und desselben Produktionszweiges jedes Kapital bei gesellschaftlicher Betrachtung seine individuellen Eigenschaften abstreifen muss und nur als Durchschnitts-Normalkapital figuriert, genau so muss nach Marx bei Berechnung und Feststellung der allgemeinen Profitrate jede Produktionssphäre die individuellen Eigenschaften ihrer Kapitalzusammensetzung verlieren und die von ihr geschaffene Masse von Mehrwert und Profit an die eine allgemeine, einheitliche, solidarische Kapitalistenklasse abliefern, um nachher nur nach der Grösse ihres proportionellen Anteils an Kapital aus dieser grossen Rechnungskammer ihren Profit zurückzubekommen. Dies geschieht folgendermassen:

Man summiert die Kapitale sämtlicher Produktionsphären als Teile eines Gesamtkapitals, und man bekommt somit ein gesellschaftliches Kapital von durchschnittlicher Zusammensetzung; man summiert ebenfalls die Profitmassen, respektive Mehrwertmassen sämtlicher Produktionssphären, berechnet und dividiert sie gleichmässig auf das ganze gesellschaftliche Kapital. Dadurch bekommt man eine Durchschnittsmehrwert- respektive Profitrate. Diese wird den wirklichen kapitalistischen Kostpreisen der Waren zugesetzt, als der wirklich von den Kapitalisten angeeignete Profit. «Bei gleicher Verteilung desselben auf jeden aliquoten Teil des Gesamtkapitals . . . verhalten sich hier, soweit der Profit in Betracht kommt, die verschiedenen Kapitalisten als blosse Aktionäre einer Aktiengesellschaft, worin die Anteile am Profit gleichmässig pro 100 verteilt werden».[1] Der dadurch entstehende Preis einer Ware heisst ihr Produktionspreis. Zu den Produktionspreisen werden die Waren wirklich verkauft. «Wenn ein Kapitalist also seine Ware zu ihrem Produktionspreis verkauft, so zieht er Geld zurück im Verhältnis zur Wertgrösse des in der Produktion von ihm verzehrten Kapitals und schlägt Profit heraus im Verhältnis zu seinem vorgeschossenen Kapital als blossem aliquoten Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals. Seine Kostpreise sind spezifisch. Der Profitzuschlag auf diesen Kostpreis ist unabhängig von seiner besondern Produktionssphäre, ist einfacher Durchschnitt pro 100 des vorgeschossenen Kapitals.»[2]

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 137. — [2] Kapital, B. III, 1. T., p. 137.

Dass dabei die Produktionspreise der Waren von ihren in den einzelnen speziellen Produktionssphären entstandenen Werten abweichen, ist ja klar. Es werden nämlich Waren, die durch Kapitale produziert sind, welche von höherer Zusammensetzung sind, d. h. welche « prozentig mehr konstantes, also weniger variables Kapital enthalten als das gesellschaftliche Durchschnitts-kapital »,[1] über ihren Wert verkauft. Dagegen werden Waren aus Kapitalen niedrigerer Zusammensetzung unter ihren Werten verkauft. Nur bei Waren aus Kapitalen, « deren Zusammensetzung zufällig die des gesellschaftlichen Durchschnitts ist, wären Wert und Produktionspreis gleich ».[2] So geschieht es, dass « die Preisabweichungen . . . sich gegenseitig aufheben; in demselben Verhältnis, worin ein Teil der Waren über, wird ein anderer unter seinem Wert verkauft. Und nur ihr Verkauf zu solchen Preisen ermöglicht, dass die Profitrate gleichmässig ist ».[3] Dieser ganze Nivellierungsprozess vollzieht sich durch die Wirkung der Konkurrenz zwischen den Kapitalisten bei ihrer Jagd nach Profit. « Was die Konkurrenz zunächst in einer Sphäre fertig bringt, ist die Herstellung eines gleichen Marktwerts und Marktpreises aus den verschiedenen individuellen Werten der Waren. Die Konkurrenz der Kapitale in den verschiedenen Sphären aber bringt erst den Produktionspreis hervor, der die Profitrate zwischen den verschiedenen Sphären egalisiert. »[4] Dies vollzieht sich durch Zu- und Abfluss von Kapital, indem « das Kapital sich einer Sphäre mit niedriger Profitrate entzieht und sich auf eine andere, die höheren Profit abwirft, wirft ».[5] Doch wäre es falsch, zu meinen, diese ganze « Lösung » sei ein künstlich ausgedachter, theoretischer Ausgleich. Umgekehrt, Marx meint: die Herstellung einer allgemeinen Profitrate und der Verkauf der Waren, « wenigstens als Minimum », zu den Produktionspreisen liegt im Wesen und in der Natur der kapitalistischen Produktion. « Erstens ist die kapitalistische Produktion an und für sich gleichgültig gegen den bestimmten

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 142.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 143.
[3] Ibid. B. III, 1. T., p. 135.
[4] Ibid. B. III, 1. T., p. 159.
[5] Ibid. B. III, 1. T., p. 175.

Gebrauchswert, überhaupt gegen die Besonderheit der Ware, die sie produziert.» . . . «Zweitens ist in der Tat eine Produktionssphäre nun so gut und so schlecht wie die andere»,[1] weil jede ein gesellschaftliches Bedürfnis irgend welcher Art befriedigt. In allen Fällen handelt es sich dabei, «um für das der Produktion vorgeschossene Kapital denselben Mehrwert oder Profit herauszuziehen, wie jedes andere Kapital von derselben Grösse, oder pro rata seiner Grösse» . . . «Das Kapital kommt in dieser Form selbst zum Bewusstsein als eine gesellschaftliche Macht.»[2]

Damit ist das erste Problem der Verteilung, das der Entstehung einer allgemeinen Profitrate auf Grund des Wertgesetzes, erledigt, nicht aber das zweite Hauptproblem der Verteilung, das der Existenz von Handelsprofit, Zins und Rente.

Die Frage zerfällt ihrerseits in verschiedene Unterfragen, welche folgenderart lauten: 1. Wenn der ganze gesellschaftliche Wert nur aus dem Produktionsprozesse fliesst und nach Abschluss des eigentlichen Produktionsprozesses der Waren kein Atom Wert mehr in der Zirkulationssphäre neu geschaffen und hinzugesetzt wird; wie ist es möglich, dass eine ganze Kategorie von Kapitalen, welche in den Produktionsprozess gar nicht eingehen und daher an der Produktion des Wertes keinen Anteil nehmen, nämlich die grosse Masse der Kaufmannskapitale, ebensoviel Profit abwerfen, wie das eigentliche Produktivkapital? Woher also der kommerzielle Profit? 2. Auf welche Art geschieht es, dass ein Geldbesitzer, der selbst sein Geld als Kapital nicht verwendet, sondern es einem andern für dessen Unternehmungen überlässt, selbst Vorteil daraus zieht und auch der andere dabei gewinnt? Woher also die Existenz des Zinses? 3. Wie kommt es, dass ungeachtet der Existenz einer allgemeinen Profitrate ausser der Durchschnittsprofitrate die Grundbesitzer noch besondere Einkünfte beziehen können? Woher also die Existenz der Rente? Schon aus dieser verschiedenen Stellung und Formulierung der Fragen geht klar hervor, dass auch die Erklärungen dieser Erscheinungen verschieden ausfallen müssen. In der Tat haben wir bei den zwei letzten Fragen mit zwei ganz selbständigen Theorien zu tun: mit der Zinstheorie, welche

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 175.

[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 175.

ihrerseits in das Gebiet des Geld- und Kreditwesens hinüberführt, und mit der Rententheorie. Für uns kommen diese aber nur in Betracht, insofern ihre prinzipielle Entscheidung im Zusammenhange mit der Werttheorie steht; also nur, insofern ihre Ableitung auf Grund des Wertgesetzes geschieht, und daher werden wir auch nur diese prinzipielle Seite kurz berühren.

Allgemein für alle diese drei Kategorien von Kapitaleinkünften ist nur das, dass sie alle Abzug vom gesellschaftlichen Mehrwert, oder von der allgemeinen Masse der durch das produktive Kapital aus der Arbeiterklasse ausgebeuteten Mehrarbeit bilden. Nur geschieht diese Aneignung bei jeder Kategorie verschieden, je nach ihrer Funktion.

Die ökonomische Funktion des Kaufmannskapitals besteht darin, durch Vorschuss von Kapital an den industriellen Kapitalisten und durch planmässige Organisation des Warenkaufs und -Verkaufs «die Metamorphose des Warenkapitals, seine Funktion als Warenkapital, d. h. seine Verwandlung in Geld zu vermitteln, und es tut dies durch beständigen Kauf und Verkauf von Waren. Dies ist seine ausschliessliche Operation».[1] Dadurch wird die Dauer des Umschlages des Kapitals beschleunigt und verkürzt, und, das ist ja klar «je kürzer die Umschlagszeit ist, desto kleiner wird dieser brachliegende Teil des Kapitals, verglichen mit dem ganzen, desto grösser wird bei sonst gleich bleibenden Umständen der angeeignete Mehrwert».[2] Daraus folgt, dass das Kaufmannskapital, «sofern es zur Abkürzung der Zirkulationszeit beiträgt, direkt den vom industriellen Kapitalisten produzierten Mehrwert vermehren helfen kann. Soweit es den Markt ausdehnen hilft und die Teilung der Arbeit zwischen den Kapitalisten vermittelt, also das Kapital befähigt, auf grösserer Stufenleiter zu arbeiten, befördert seine Funktion die Produktivität des industriellen Kapitals und dessen Akkumulation. Soweit es die Umlaufszeit abkürzt, erhöht es das Verhältnis des Mehrwerts zum vorgeschossenen Kapital, also die Profitrate. Soweit es einen geringeren Teil des Kapitals als Geldkapital in die Zirkulationssphäre einbannt, vermehrt es den

---

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 256.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 44.

direkt in der Produktion angewandten Teil des Kapitals».[1] Deshalb wird das Kaufmannskapital als indirekt produktiv betrachtet und bei der Verteilung des gesellschaftlichen Profits als gleichberechtigt mit dem industriellen Kapital behandelt. Deshalb «geht es in die Bildung der allgemeinen Profitrate bestimmend ein pro rata des Teils, den es vom Gesamtkapital bildet».[2] Dadurch ändert sich aber die Gestaltung der allgemeinen Profitrate. «Der Durchschnittsprofit wird also bestimmt durch den Gesamtprofit, den das totale produktive Kapital erzeugt, . . . berechnet auf das totale produktive Handelskapital»[3] Durch diese Hereinziehung des Handelskapitals in die Rechnung bei der Bildung der allgemeinen Profitrate sinkt die Höhe derselben herab. So geschieht es, dass der Kaufmann dem industriellen Kapitalisten nicht den vollen Produktionspreis der Waren bezahlt, sondern unter Abzug des Handelsprofits. «Der Verkaufspreis des Kaufmanns steht so über dem Einkaufspreis, nicht weil jener über, sondern weil dieser unter dem Totalwert steht.»[4]

Anders steht es mit dem zinstragenden Kapital. Das Charakteristische dieser Kategorie von Kapital besteht darin, dass der Geldbesitzer irgend einem Unternehmer sein Geld für eine gewisse Dauer verleiht und jenen dadurch in Stand setzt, Mehrwert zu produzieren. «Geld kann auf Grundlage der kapitalistischen Produktion in Kapital verwandelt werden und wird durch diese Verwandlung aus einem gegebenen Wert zu einem sich selbst verwertenden, sich vermehrenden Wert.»[5] Ob der Unternehmer das Geld als industrielles oder Handelskapital verwendet, ist gleichgültig; jedenfalls wird es bei Berechnung der allgemeinen Profitrate ein Bestandteil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals und wirft also Profit ab. Wenn dieser Unternehmer «dem Eigner einen Teil des produzierten Profits zahlt, so zahlt er damit den Gebrauchswert der Kapitalfunktion, der Funktion Profit zu produzieren. Der Teil des Profits, den er ihm zahlt, heisst Zins, was also nichts ist als ein besonderer Name, eine

---

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 243/44.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 269.
[3] Ibid. B. III, 1. T., p. 269.
[4] Ibid. B. III, 1. T., p. 270.
[5] Ibid. B. III, 1. T., p. 322.

besondere Rubrik für einen Teil des Profits, den das fungierende Kapital, statt in die eigene Tasche zu stecken, an den Eigner des Kapitals wegzuzahlen hat. Der Besitz gibt dem Eigner die Macht, den Zins . . . an sich zu ziehen. »[1] Damit diese Operation der Verleihung volkswirtschaftlich erklärlich wird, ist es nötig, dass « sie zur Voraussetzung hat, dass das Geld wirklich als Kapital verwendet wird ».[2] Anderseits ist aber zu bemerken, dass dasselbe Kapital nur einmal produktiv angelegt wird und daher nur einmal den ihm pro rata zufallenden Teil des Profits nach der Höhe der allgemeinen Profitrate empfängt. « Der Profit wird nicht verdoppelt durch das doppelte Dasein derselben Geldsumme als Kapital für zwei Personen. Es kann für beide als Kapital nur fungieren durch Teilung des Profits. Der dem Verleiher zufallende Teil heisst Zins. »[3] Der Zins verwandelt sich mit der Zeit in eine eigene Form, « den alles Kapital als solches, ob geborgt oder nicht . . . . abwirft »[4] Der andere Teil des Bruttoprofits fällt dem Entleiher, dem Unternehmer als eigentlicher Unternehmergewinn zu.

Und nun zur Rente. Um dieses Phänomen in seiner reinen Gestalt zu fassen und zu begreifen, setzt Marx schon beim Eingang in die Untersuchung voraus, « dass die Agrikultur, ganz wie die Manufaktur, von der kapitalistischen Produktionsweise beherrscht d. h., dass die Landwirtschaft von Kapitalisten betrieben wird, die sich von den übrigen Kapitalisten zunächst nur durch das Element unterscheiden, worin ihr Kapital und die von diesem Kapital in Bewegung gesetzte Lohnarbeit angelegt ist ».[5] Dieses in den landwirtschaftlichen Unternehmungen angelegte Kapital zahlt ausser den Profit dem Kapitalisten auch einem bei dem Produktionsprozesse gar nicht beteiligten, dem Grundbesitzer, einen besondern Tribut: die Rente für die Benutzung des Bodens. Woher also wird dem Kapitalisten die Möglichkeit gegeben, diesen, von den Grundeigentümern geforderten Tribut zu verschaffen? Die Frage steht hier gerade um-

---

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 323.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 334.
[3] Ibid. B. III, 1. T., p. 338.
[4] Ibid. B. III, 1. T., p. 363.
[5] Ibid. B. III, 2. T., p. 153.

gekehrt wie beim zinstragenden Kapital. Dort hiess es, von dem Durchschnittsprofite zwei Kapitalisten zu befriedigen; hier besteht die Schwierigkeit gerade umgekehrt darin, « den Überschuss des agrikolen Profits über den Durchschnittsprofit zu erklären ».[1]

Bei Erklärung des Phänomens der Rente greift Marx zu einer von ihm schon früher gestreiften, von uns aber bis jetzt noch nicht erwähnten Erscheinung, nämlich zum Surplusprofit.

Marx erkennt nämlich an, dass in allen Produktionssphären es dem Einzelunternehmer oft möglich ist, unter gewissen Umständen einen individuellen Extraprofit herauszuschlagen. Diese Umstände können von verschiedener Art und Natur und von verschiedener Dauer sein. Sie können in zufälligen Begebenheiten im Zirkulationsprozess bestehen; können in besonderer Exploitation der Arbeiter wurzeln; können aber auch darin bestehen, dass es einem gewissen Unternehmer gelingt, besonders günstige Naturbedingungen auszunützen. In allen diesen Fällen müssen diese Ursachen besonderer, gewissermassen monopolistischer Art sein, um als normal und auf längere Dauer wirken zu können. Wenn aber bei den industriellen Unternehmungen die Produktionsbedingungen im Grossen und Ganzen gleichartige sind, so steht es anders in der Landwirtschaft. Nicht nur durch Fruchtbarkeit und Lage, meint Marx, sondern auch durch andere Momente differieren die verschiedenen Bodenstücke von einander.[2] So kommt es, dass ganze Klassen von Grundstücken in besonders günstigen Verhältnissen sich befinden und daher kann « die Bildung von Surplusprofiten auf verschiedenen Wegen erfolgen ».[3] Ein solcher Surplusprofit verwandelt sich in Bodenrente, wenn zwei gleiche Mengen Kapital und Arbeit auf gleichen Bodenflächen mit ungleichen Resultaten beschäftigt werden.[4] Die besonderen Vorteile und günstigen Resultate, welche ein bestimmtes Grundstück liefert, gehen wegen ihres monopolistischen Charakters nicht in die Bildung der allgemeinen Durchschnittsprofitrate ein und bilden einen Surplusprofit, den aber der Kapitalist dem Eigentümer, dem Grundbesitzer, auszahlen muss.

---

[1] Kapital, B. III, 2. T., p. 316.

[2] Vergleiche Kapital, B. III, 2. T., p. 189.

[3] Kapital, B. III, 2. T., p. 261.

[4] Ibid. B. III, 2. T., p. 189.

«Überall wo Naturkräfte monopolisierbar sind und dem Industriellen, der sie anwendet, einen Surplusprofit sichern . . . fängt der, durch seinen Titel auf einen Teil des Erdballs zum Eigentümer dieser Naturgegenstände Gestempelte, diesen Surplusprofit dem fungierenden Kapital in der Form der Rente ab.»[1] Die Grundbesitzer eignen sich also nur einen Teil des Mehrwerts, d. h. den Überschuss über den Durchschnittsprofit an. Das ist die Rente.

Damit sind wir in der Darstellung der Marxschen Werttheorie zu Ende gelangt. Wir haben gesehen, dass eine ganze Reihe von Abstraktionen und Verallgemeinerungen von Marx bei Erklärung des Preises, Profits u. s. f. vorgenommen worden sind und dass das Facit von alldem lautet: die Waren werden *nicht* zu ihren Werten verkauft, deren Preise decken sich nicht mit ihren Arbeitswerten. Es ist daher ganz verständlich, wenn sich die Frage aufdrängt: welchen Nutzen bringt die Arbeitswerttheorie und welche Bedeutung kann dem Wertgesetze noch beigelegt werden? Marx selbst stellt zwar die Frage nicht, aber vorausgesehen hat er sie und so kehrt er in verschiedenen Stellen immer dazu zurück, die Wichtigkeit des Wertgesetzes nachzuweisen und gibt verschiedene Anhaltspunkte, wie diese Frage zu beantworten sei.

Der Nutzen, den die Werttheorie uns leistet bei der Erkenntnis der kapitalistischen Gesellschaft, ist in der Tat von grösster Bedeutung. Marx meint sogar, dass nur auf Grundlage der Werttheorie «ihr innerer Zusammenhang enthüllt» ist und zwar «zum ersten Male».[2] Dieser Punkt darf nicht als quantité négligeable betrachtet und seine Wichtigkeit nicht, wie es leider sehr oft geschieht, unterschätzt werden. Doch wenn Sombart die ganze und einzige Bedeutung der Marxschen Werttheorie nur darin sieht, dass sie «als Hilfsmittel unseres Denkens dient, dessen wir uns bedienen, um das Phänomen des Wirtschaftslebens uns verständlich zu machen»[3], so befindet er sich im krassen, offenen Widerspruche zu Marx selbst, denn dieser war weit

[1] Kapital, B. III, 2. T., p. 306.

[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 146.

[3] Zur Kritik des ökonomischen Systems von Marx. Brauns Archiv 1894, B. III, p. 574.

entfernt von einer derartigen Schätzung seiner Werttheorie. Im Gegensatze zu Sombart war Marx überzeugt, dass die Werttheorie eine « empirische Tatsache » ist, die « in den Austauschverhältnissen der kapitalistisch-produzierten Waren in Erscheinung tritt ». Marx findet es nämlich « durchaus sachgemäss, die Werte der Waren nicht nur theoretisch, sondern historisch als das Prius der Produktionspreise zu betrachten ».[1]

Ferner ist Marx der Meinung, dass vom gesellschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, das Wertgesetz sich nicht im Konflikt mit den Produktionspreisen befindet, denn « die Summe der Profite aller verschiedenen Produktionssphären muss gleich sein der Summe der Mehrwerte und die Summe der Produktionspreise des gesellschaftlichen Gesamtproduktes gleich der Summe seiner Werte ».[2] Auch ist « jeder einzelne Kapitalist, wie die Gesamtheit aller Kapitalisten jeder besonderen Produktionssphäre in der Exploitation der Gesamtarbeiterklasse durch das Gesamtkapital und in dem Grad der Exploitation nicht nur aus allgemeiner Klassensympathie, sondern direkt ökonomisch beteiligt ».[3] Auch für die Einzelware ist, nach Marx, das Wertgesetz von grosser praktischer Bedeutung. 1. « Wie immer die Preise geregelt seien, es ergibt sich, dass das Wertgesetz ihre Bewegung beherrscht, indem Verminderung oder Vermehrung der zur Produktion erheischten Arbeitszeit die Produktionspreise steigen oder fallen macht. 2. Der Durchschnittsprofit, der die Produktionspreise bestimmt, muss immerwährend gleich sein dem Quantum Mehrwert, das auf ein gegebenes Kapital als aliquoter Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals fällt. »[4] Ist somit schon bei der Bestimmung der Preise das Wertgesetz so wichtig, so übt es, nach Marx, seinen massgebenden Einfluss erst recht aus bei den Änderungen und Bewegungen der Preise. Bei kürzeren Perioden ist es sogar als die eigentlich wirkende Ursache der Preisänderungen der Waren anzusehen. « Bei allen kürzeren Perioden (ganz abgesehen von Schwankungen der Marktpreise) ist eine Aenderung in den Produktionspreisen prima facie stets aus einem

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 156.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 152.
[3] Ibid. B. III, 1. T., p. 177.
[4] Ibid. B. III, 1. T., p. 158.

wirklichen Wertwechsel der Waren zu erklären, d. h. aus einem Wechsel in der Gesamtsumme der zu ihrer Produktion nötigen Arbeitszeit.»[1] Dies geschieht deshalb, weil «eine wirkliche Änderung in der allgemeinen Profitrate, soweit nicht durch ausserordentliche ökonomische Ereignisse ausnahmsweise ins Werk gesetzt, das sehr späte Werk einer Reihe über sehr lange Zeiträume sich erstreckender Schwingungen ist, d. h. von Schwingungen, die viel Zeit brauchen, bis sie sich zu einer Änderung der allgemeinen Profitrate konsolidieren und ausgleichen.»[2]

V. Das gegenseitige Verhältnis der Ricardoschen und Marxschen Werttheorien.

In der Einleitung haben wir an einigen Stichproben gezeigt, welche kunterbunten, sich widersprechenden Urteile über das gegenseitige Verhältnis der Ricardoschen und Marxschen Werttheorie in der wissenschaftlichen Literatur ausgesprochen worden sind. Doch darf diese, für den ersten Augenblick befremdende, Erscheinung nicht Wunder nehmen. In einer so komplizierten und an Subtilitäten und Nüancen reichen Frage ist die Gefahr schiefer, einseitiger Beurteilung und oberflächlicher, falscher Generalisierung fast unvermeidlich, so lange man sich an der Oberfläche des Problems hält und nicht tiefer in das innere Wesen einzudringen versucht. Und an diesem Grundfehler leiden die meisten Urteile, die uns in der Literatur begegnet sind.

Um dieser Gefahr sich zu entziehen, halten wir es für ratsam, dem allgemeinen Urteil über die uns interessierende Frage eine genauere, speziellere Parallele zwischen den einzelnen Hauptpunkten beider Theorien vorauszuschicken. Wir beginnen unsere Besprechung mit der *Arbeit*. Beide Werttheorien sind Arbeitstheorien. Diese unsere Hauptthese halten wir für genügend bewiesen und bekräftigt durch unsere bisherige Untersuchung. Damit ist schon zugleich gesagt, dass die menschliche Arbeit, gemessen nach der Zeit, für unsere beiden Verfasser die Grundlage und Massstab des Tauschwertes ist. Ferner nicht

[1] Kapital, B. III, 1. T., p. 145.
[2] Ibid. B. III, 1. T., p. 145.

nur die direkte, sondern auch die indirekte Arbeit der Arbeitsmateriale und des Arbeitsgegenstandes geht in den Wert des Produktes ein. Ricardo bezeichnet die Arbeit als « Quelle «, als « Grundlage », Marx — als « Substanz » des Wertes. Der Umstand, dass Ricardo für die Seltenheitsgüter noch die « Seltenheit » als « Quelle » des Tauschwertes betrachtet, während Marx dagegen in der « Arbeit » die einzige Quelle und Substanz des Wertes sieht, stellt sich bei näherer Betrachtung als Differenzpunkt von ganz unwesentlicher, untergeordneter Bedeutung heraus. In Wirklichkeit stimmen sie beide überein, dass « Seltenheitsgüter » einen Monopolpreis haben, der nur von der Kaufkraft derjenigen, die Bedürfnis darnach haben, abhängt; das gibt Marx ebenso zu, wie Ricardo. Nur ist ein solcher Wert für ihn, der die Sache von volkswirtschaftlichem Gesichtspunkte betrachtet, für die Gesellschaft ein fiktiver Wert, nur ein Machtmittel in den Händen seines Besitzers, eine grössere Quote der gesellschaftlichen Arbeit sich anzueignen. Die Seltenheit ist also für Marx ein Verteilungsfaktor, der die Verteilung der Arbeit resp. Wertes zu gunsten der Seltenheitsgüter beeinflusst, so dass in der Tat Marx mit Ricardo sagen könnte: « Ihr Tauschwert ist von der ursprünglich zu ihrer Hervorbringung notwendigen Arbeit ganz und gar unabhängig. » Anderseits aber, wenn Ricardo von der « Seltenheit » als « Quelle » des Tauschwertes spricht, so tut er es deshalb, weil er die Werterscheinungen von privatwirtschaftlichem Gesichtspunkte betrachtet. Für den « Einzelnen », für den Besitzer eines Gutes ist die Seltenheit gewiss eine « Quelle » von Tauschwert. Dass die Gesellschaft dadurch nichts profitiert und durch Monopole sogar am Vermögen ärmer wird, das hat Ricardo selbst eingesehen und offen ausgesprochen in dem Kapitel über « Wert und Vermögen ». Er schreibt dort: « Es ist wahr, dass der Mensch im Besitze eines seltenen Gutes reicher ist, wenn er mittelst desselben über mehr Bedürfnisse und Genüsse des menschlichen Lebens gebieten kann; allein, da der allgemeine Vermögensstamm, aus welchem das Vermögen jedes einzelnen Menschen gezogen wird, in seiner Grösse verringert wird um alles, was ein Einzelner demselben entnimmt, so müssen die Anteile anderer Leute im selben Verhältnisse kleiner werden, als jener begünstigte Einzelne im stande ist,

sich eine grössere Menge anzueignen.»[1] Das ist der richtige volkswirtschaftliche Standpunkt und nur, von hier ausgehend, stellt Marx den Grundsatz auf: Die Arbeit ist die einzige Substanz des Wertes. Der von den Gegnern der Arbeitswerttheorie als grundsätzlicher Gegensatz zwischen beiden Werrttheorien ausposaunte Differenzpunkt, stellt sich bei näherer Betrachtung als eine prinzipielle Übereinstimmung heraus, und der scheinbare Gegensatz erklärt sich nur dadurch, dass beide Verfasser dieselbe Erscheinung von verschiedenen Seiten betrachten. Von privatwirtschaftlichem Standpunkte ist die Seltenheit eine «Quelle» des Wertes; von volkswirtschaftlichem Standpunkte aber stellt sich diese «Quelle» als Schein dar und der daraus fliessende Wert als «fiktiver Wert». Nur hat die von Ricardo unvorsichtigerweise gebrauchte Gegenüberstellung von «Arbeit» und «Seltenheit» als «Zwei Quellen des Tauschwertes» dazu beigetragen, die Sache ohne kritische Vorprüfung als «Grundsatz» hinzustellen.

Die nächste Frage ist: Welche Arbeit schafft Wert und in welcher Masse?

Auch hier herrscht zwischen beiden Verfassern volle Übereinstimmung darüber, dass nicht jede beliebige individuelle Arbeit vollgültig, wertbildend sein kann, und, dass für die individuelle Arbeitszeit und Arbeitstätigkeit ein gesellschaftlicher Massstab angewendet werden muss. Nur gehen sie sich ein wenig auseinander bei genauerer Definition dieses gesellschaftlichen Massstabes. Marx tritt von Anfang an mit einer Definition der wertbildenden Arbeit auf, die «gesellschaftlich notwendige Arbeit» sein muss, worunter er «gesellschaftlich normale Produktionsbedingungen, gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität» versteht. Dagegen wird bei Ricardo der Begriff der «gesellschaftlich notwendigen», wertbildenden und -bestimmenden Arbeit ein wenig weiter ausgedehnt. «Die unter den ungünstigsten Verhältnissen» hervorgebrachten Güter erhalten nicht nur ihren vollen Arbeitswert, sondern ihr Wert wird auch für die andern bestimmend, wenn nur «der notwendige Bedarf an Erzeugnissen es gebietet, die Hervorbringungsarbeiten fortzusetzen»;[3]

[1] Grundgesetze, p. 245.
[2] Kapital, B. I, p. 6.
[3] Grundgesetze, p. 46.

also auch die etwa *unter* den gesellschaftlich normalen Durchschnittsbedingungen ausgeführten Arbeiten erhalten ihren vollen Wert, wenn sie nur für das gesellschaftliche Bedürfnis nötig sind. Dagegen in der qualifizierten Arbeit decken sich die Ansichten beider Verfasser vollständig. Für Ricardo, wie für Marx schafft die qualifizierte Arbeit in derselben Zeit grösseren Wert, als die einfache, und diese Wertdifferenz wird auf dem Markt durch die Verschiedenheit der Löhne ausgeglichen. Die qualifizierte Arbeit lässt sich also auf einfache reduzieren.

Doch in einem andern, sehr wichtigen Punkte, gehen die beiden Verfasser schroff auseinander. Für Ricardo ist jede Arbeit produktiv, wertschaffend. Er macht keinen Unterschied zwischen der Arbeit, welche auf die eigentliche Verfertigung des Produktes verwendet wird, und derjenigen, welche auf die Verteilung, den Transport u. dgl. des fertigen Produktes verausgabt wird. Unter « Gesamtmenge der notwendigen Arbeit » figuriert bei ihm mit gleichem Recht und in einer Reihe « die zur Verfertigung *und* auf den Markt-Bringung notwendige Arbeit ». Die Arbeit des « Kleinhändlers und mancher anderen Personen » ist für ihn ebenso wertbildend, wie die der eigentlichen Produktion,[1] wenn sie nur gesellschaftlich normal ist. Marx aber, der den Begriff der direkten und indirekten Arbeit ebenfalls akzeptiert hat, versteht darunter nur die zur Verfertigung des Produktes nötige Arbeit. Nur die Arbeit ist für ihn produktiv, wertschaffend, welche direkt und indirekt in das Produkt selbst eingeht, zur Herstellung und Vollendung desselben beiträgt. Von dem Augenblick an aber, da das Produkt seine fertige Gestalt bekommen hat, kann kein einziges Atom Wert ihm zugefügt werden. Mag der ganze Apparat des Handels, des Transports, mag die Arbeit der Kaufleute, Kommis, Transporteure, Lastträger, Buchhalter etc. auch « gesellschaftlich notwendig » sein, produktiv, wertbildend sind sie nicht mehr. Gerade umgekehrt sind sie nach Marx nur Kosten, Zirkulationskosten, Abzug vom Wert. Das einzig gute und nützliche liegt bei der Bildung spezieller Handels-, Transports- und ähnlicher Berufe darin, dass ohne dieselben die Sache noch schlimmer

[1] Grundgesetze, p. 14.

wäre und der Abzug, die Kosten noch bedeutend grösser. Unter wertbildender « Gesamtarbeit » versteht Marx also im Gegensatz zu Ricardo nur die « zur Verfertigung der Produkte gesellschaftlich notwendige » Arbeit. Die andere Kategorie von Arbeiten, « die auf den Markt-Bringung » gesellschaftlich notwendige Arbeit, fällt bei Marx unter ein anderes « allgemeines Gesetz », welches lautet, dass « alle Zirkulationskosten, die nur aus der Formverwandlung der Ware entspringen, dieser letzteren keinen Wert hinzusetzen ».[1]

Liegt in diesem Punkte die Meinungsverschiedenheit auf der Hand, so bietet uns ihre, im Prinzip übereinstimmende, Ansicht über die Produktivität der Arbeit viel Stoff für eine komplizierte, an subtilen Nüancen reiche, Parallele.

Der Begriff « der Produktivität der Arbeit » war Ricardo klar und das später von Marx kurz formulierte Gesetz, dass « der Wert der Waren in umgekehrtem Verhältnis zur Produktionskraft der Arbeit »[2] sich befindet, drückt auch die Ansicht Ricardos aus. Die Bedeutung der Steigerung der Produktivität der Arbeit besteht demnach in der Verbilligung der Produkte. Ob aber eine Verbilligung der Produkte, welche dank der Verdrängung in der Produktivität der Arbeit und der Ersetzung der menschlichen Arbeit durch produktivere, also billigere Maschinen zum Beispiel, irgend welchen Einfluss auf die Verteilung des Ertrages zwischen den antagonistischen Klassen ausübt?

Gewiss — lautet bei unseren beiden Verfassern die Antwort — kann die Einführung der Maschinen eine Verschlimmerung der Lage der Arbeiterklasse mit sich führen, wenn die lebendige Arbeit durch tote ersetzt wird, wenn viele Arbeiter aufs Pflaster gesetzt werden und Arbeitslosigkeit eintritt. Und dass dieses möglich ist, hat Ricardo ebenfalls, wie Marx, schliesslich anerkannt. Dies im allgemeinen.

Im Einzelnen aber stellen sich Differenzen heraus. Nehmen wir an, die Produktivität der Arbeit ist gestiegen in den Sphären, wo Verbrauchsartikel für die Arbeiter produziert werden. Nach Marx hätte sich die Lage der Arbeiter sofort dadurch verschlimmert und die Verteilung des Ertrages hätte sich zu gunsten

[1] Kapital, B. II, p. 126.
[2] Ibid. B. I, p. 317.

der Kapitalisten verschoben, denn die Folge wäre eine Steigerung des relativen Mehrwerts durch die Verbilligung des Lebensunterhaltes der Arbeiter und Senkung des Arbeitslohnes. Wenn sich die Produktion sogar soweit vergrössert, dass die Nachfrage nach Arbeit nicht vermindert wird, auch dann ist die Arbeiterklasse der verlierende Teil und die Kapitalistenklasse der gewinnende, weil der relative Mehrwert gestiegen ist. Für Ricardo aber wird im letzten Falle «die Lage aller Klassen verbessert werden», «auch die Lage der Arbeiterklasse wird erheblich verbessert werden».[1]

Nehmen wir umgekehrt an, die Steigerung der Produktivität der Arbeit sei in Industriesphären eingetreten, deren Produkte nicht von der Arbeiterklasse, sondern von der Kapitalistenklasse verbraucht werden. Was wäre dann die Folge? Nach Marx «bezweckt die Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit innerhalb der kapitalistischen Produktion den Teil des Arbeitstages, den der Arbeiter für sich selbst arbeiten muss, zu verkürzen, um gerade dadurch den andern Teil des Arbeitstags, den er für den Kapitalisten umsonst arbeiten muss, zu verlängern» und «dieses Resultat», meint Marx, ist «auch ohne Verwohlfeilerung der Waren erreichbar».[2] Nach Ricardo aber kann von einer dadurch hervorgerufenen Vergrösserung des Anteils des Kapitalisten bei Verteilung des Arbeitsertrages keine Rede sein. Umgekehrt kann es nach den Ricardoschen Grundsätzen zur Verkleinerung des Anteils der Kapitalisten führen. Nach Ricardo hätten die Kapitalisten nämlich einen Vorteil daraus nicht bei der Verteilung des Ertrages, sondern nur beim Verbrauch ihres Anteils. Durch Verbilligung ihrer Verbrauchsprodukte wären sie im Stande, an ihren Ausgaben zu sparen und einen grösseren Teil ihrer Einkünfte zum Kapital zu schlagen. Und nun wäre gerade das Umgekehrte eingetreten, wodurch die Einkünfte der Kapitalisten fallen müssten. Für kürzere Zeiten hätten die Arbeiter ihren Vorteil gezogen, denn durch diese Vermehrung des Kapitals wäre ein Steigen des Arbeitslohnes über «den natürlichen Preis der Arbeit» hervorgerufen worden. Aber auch für längere Zeiten könnte die Kapitalistenklasse nur

[1] Grundgesetze, p. 362.
[2] Kapital, B. I., p. 319.

im Nachteil bleiben, die Lage der Arbeiterklasse bliebe dieselbe und nur die Grundbesitzer hätten Vorteil gezogen, denn die Vergrösserung des Kapitals müsste, nach Ricardo, eine Vermehrung der Bevölkerung hervorrufen, und « mit jeder Vermehrung des Kapitals und der Bevölkerung wird die Nahrung allgemein im Preise steigen ». Dies bedeutet ja absolute Vergrösserung der Rente, relative (in Geld) Vergrösserung des Arbeitslohnes und absolute Verkleinerung des Gewinnes. Wir haben in dieser Frage über die Produktivität der Arbeit ein klares Beispiel, wie Meinungsverschiedenheiten und Übereinstimmungen in einer und derselben Frage sich bei unsern beiden Verfassern verquicken und zu einer komplizierten Erscheinung verwickeln können.

Anders steht es mit der letzten der Hauptfragen auf dem Gebiete der wertbildenden Arbeit, mit der Intensität der Arbeit. Ricardo kennt diesen Begriff einfach nicht; daher bleibt bei ihm der einzig mögliche und vollkommen genügende Massstab für die Grösse der Arbeit, ihre Dauer und die Arbeiterzahl. So proklamierte er den Satz: « Die Arbeit einer Million Menschen in Gewerken wird immer den nämlichen Tauschwert hervorbringen. »[1] Marx aber hat mit Recht eingesehen, dass die Vergrösserung der Intensität der Arbeit einer entsprechenden Steigerung des Kraftaufwandes und der Anstrengung seitens des Arbeiters gleich ist und daher bedeutet eine « intensive Ausdehnung der Arbeitszeit eine Zusammenpressung einer grösseren Masse Arbeit in eine gegebene Zeitperiode . . . . Die intensivere Stunde . . . enthält mehr Arbeit, d. h. verausgabte Arbeitskraft, als die poröse Stunde. Ihr Produkt hat daher mehr Wert. »[2]

Natur. Wenn wir hier gleich nach der « Arbeit » die « Natur » folgen lassen, so tun wir es nur, weil gewöhnlich die Natur als ein Hauptfaktor der Produktion betrachtet wird. Für unsere Verfasser aber kommen Naturkräfte und Naturleistungen, obgleich sie notwendige, unersetzliche Voraussetzung jeder Produktion überhaupt sind, bei der Wertschaffung nicht in Betracht, denn « für den Gebrauch der natürlichen Hilfsmittel bezahlt man nichts, weil sie unerschöpflich sind und jedermann frei zu Gebote stehen ».[3]

---

[1] Grundgesetze, p. 242.

[2] Kapital, B. I., p. 418.

[3] Grundgesetze, p. 42.

Daher ist für Beide die Rente nur « Surplusprofit », Differenzialrente. Nicht für die natürlichen Hilfsmittel wird die Rente gezahlt, sondern gerade umgekehrt verdankt sie ihre Entstehung der Unvollkommenheit des Bodens, mit einem Worte dem Gesetze des abnehmenden Bodenertrags. Hier decken sich die Ansichten unserer beiden Verfasser vollkommen. Und wenn Marx die Möglichkeit der Existenz einer absoluten Rente doch zulässt, was Ricardo leugnet, so hat das mit ihren Ansichten über die « natürlichen Hilfsmittel » nichts zu tun, denn nach Marx liegt die Ursache der absoluten Rente in den rechtlichen Verhältnissen, im Privateigentum, auf dem Grund und Boden.

Kapital. Eine sonderbare Erscheinung liefert die Parallele zwischen den Ansichten unserer Verfasser über das Kapital. In ihren Ansichten über die Bedeutung des Kapitals und dessen Funktion in der Produktion sind sie übereinstimmend. Das Kapital selbst schafft keine Werte, aber es ist für jede Produktion absolut notwendig. Seine Funktion besteht darin, « die Arbeit in Bewegung zu setzen », den Arbeitsprozess zu ermöglichen, die Produktivität der Arbeit zu steigern. Die Besitzer des Kapitals, die Unternehmer, sind die eigentlichen Leiter der Produktion, denn in ihren Händen liegen das gesellschaftliche Vermögen, das Kapital, die Produktionsmittel, ohne die die Arbeiter ihre Tätigkeit nicht ausüben können. Sie figurieren daher als Arbeitgeber, von ihnen geht die Unternehmung aus, und ihnen gehört das fertige Produkt, wobei sie ihren Profit herausschlagen. Dadurch bekommt das Kapital als solches die Funktion, sich zu verwerten, seinen Besitzern Ertrag, Profit zu liefern. Obgleich es an und für sich keine Werte schafft, bekommt doch das Kapital als gesellschaftliche Macht die Möglichkeit, seinem Besitzer Gewinn von anderswo zu verschaffen. Nun sind aber alle Kapitale gleichbefähigt, durch irgend welche Unternehmung Profit herauszuschlagen, gleich frei, in der vorteilhaftesten Sphäre angelegt zu werden, und daher sind sie gleichberechtigt, eine und dieselbe Profitrate den Besitzern pro rata ihrer Kapitalgrösse zu liefern. Der Kampf der verschiedenen Kapitalbesitzer unter einander um den Profit, die Konkurrenz, hat zur Folge die Herstellung einer « allgemeinen gleichen Profitrate », « das Streben, die Gewinnsätze aller gleich zu halten ». Die Errei-

chung der allgemeinen Profitrate wird das eigentliche ausschliessliche Endziel jeder kapitalistischen Unternehmung, und da das Kapital selbst Wert nicht schaffen kann, so vollzieht sich die Bildung der allgemeinen Profitrate durch die Verschiebung und Veränderung der Verteilung des durch die Arbeit geschaffenen Wertes, durch die Aneignung eines gleichen Teils von Mehrwert pro rata des Unternehmungskapitals. Das Resultat ist, dass Waren, welche durch Kapitale « verschiedener Zusammensetzung » (oder « nicht mittelst derselben verhältnismässigen Menge stehenden Kapitals », oder die « nicht in derselben Zeit auf den Markt gebracht werden können ») produziert werden, in der Wirklichkeit nicht zu ihren Arbeitswerten verkauft werden. Die Preise werden dann bestimmt nach den Kapitalauslagen + dem Durchschnittsprofit, d. h. zu den Produktionspreisen. Das Kapital erreicht also auf dem Umwege der Konkurrenz, dass es zum massgebenden Faktor bei Bestimmung des Preises der Einzelwaren oder « des Tauschverhältnisses zweier Waren unter einander » wird. Dieser ganze Gedankengang, wenn auch nicht nach der Darstellung, so doch dem Wesen nach, enthält die Grundzüge der Ansichten unserer beiden Verfasser über die Bedeutung und Funktion des Kapitals. Er ist es, der den beiden Werttheorien ihre eigenartige, spezifische und gemeinschaftliche Physiognomie aufgedrückt hat, durch welche diese beiden von Hause aus reinen Arbeitswerttheorien bei oberflächlicher Betrachtung den Schein von Produktionskostentheorien annehmen.

Aber — und darin liegt das Eigentümliche der Sache — unsere beiden Verfasser gehen schroff auseinander in keinem kleineren Punkte als in dem: was ist Kapital?

Für Marx ist Kapital eine Summe Geldes, die von ihrem Eigentümer auf irgend welche Art so verwendet wird, dass sie ihm Mehrgeld einbringt, dass sie sich verwertet. Jedes Kapital beginnt seinen Lebenslauf als Geld und endet als Mehrgeld. Für Ricardo ist die Geldform unwesentlich bei der Bestimmung des Kapitals. Umgekehrt ist für ihn die natürliche Form des Kapitals die der fertigen Gebrauchswerte, der Produkte, welche — und darin stimmen sie wieder überein — durch bestimmte Art der Verwendung zu Kapital werden. Kapital ist für ihn « der zum hervorbringenden Verbrauche bestimmte Vermögens-

stamm», der Rest «des jährlichen Erzeugnisses über die Verzehrung». Die Ursachen dieser Verschiedenheit der Ansichten unserer Verfasser über den Begriff des Kapitals liegen in der Verschiedenheit ihrer *Geldtheorien.* Und die Folge ist eine grosse prinzipielle Differenz in ihren Ansichten über den Zirkulationsprozess des Kapitals.

Das Geld und der Kreislauf der Ware und des Kapitals. Beide Verfasser sind übereinstimmend darin, dass die Intervention des Geldes zwischen den sich austauschenden Waren ihr gegenseitiges Wertverhältnis nicht beeinflusst und nicht ändert. Doch ist die Bedeutung, welche beide Verfasser dieser Intervention und Vermittlung des Geldes zuschreiben, eine ganz verschiedene, denn verschieden sind ihre Ansichten über die Funktion und Bedeutung des Geldes selbst.

Für Ricardo ist das Geld ein primus interpares, ein Gut, wie jedes andere. Es ist und bleibt «ein Gut, welches unter denselben Zufälligkeiten, wie jedes andere, zu erlangen ist». Der Umstand, dass «es allgemeines Tauschmittel unter den gebildeten Völkern ist», bringt keinen prinzipiellen, sondern nur einen graduellen Unterschied zwischen dem Gelde und allen übrigen Waren mit sich. Daher ist auch die Vermittlungsrolle, die das Geld im Austauschprozess der Waren spielt, nur von praktischer Bedeutung, weil dadurch der Austauschprozess der Waren vereinfacht wird. Eine prinzipielle, qualitative Differenz zwischen dem unmittelbaren Produktenaustausch und der Warenzirkulation einerseits und dem Kreislauf der Ware und Kreislauf des Kapitals anderseits existiert für ihn nicht. Das Kapital beginnt seinen Lebenslauf damit, dass es «hervorbringend angelegt» wird. Wie bei der Ware des selbständigen Produzenten, beginnt auch beim Kapital der Lebenslauf desselben im Produktionsprozess. Dort, in den Werkstätten wird durch den Arbeitsprozess der sich betätigenden Arbeit der Wert der Ware produziert, und auch der Mehrwert entsteht dort dadurch, dass der Produzent nicht mehr unabhängig, sondern Lohnarbeiter ist. Der Produktionsprozess wäre nach der Marxschen Terminologie die erste Metamorphose der Ware nicht nur, sondern auch des Kapitals. Ihr gegenüber steht bei Ricardo eine zweite Metamorphose, die Schlussmetamorphose, die Realisierung des Wertes.

Und hier ist wieder kein Unterschied zwischen den selbständigen Produzenten und den Kapitalisten. Beide « bringen das Produkt auf den Markt », d. h. vollziehen ihre Schlussmetamorphose, die Realisierung des Wertes oder des Wertes und Mehrwertes. Diese Realisierung vollzieht sich nicht, wie bei Marx, erst dann, wenn der Eigentümer der Ware Geld für dieselbe bekommt. Geradezu umgekehrt ist für Ricardo die Verwandlung der Ware in Geld nur ein vorübergehendes, unvollendetes Stadium. Daher bei ihm der Satz: « Erzeugnisse werden stets durch Erzeugnisse oder Dienste gekauft. Das Geld ist bloss das Mittel, wodurch man den Tausch bewirkt. »[1] Also Ricardo kennt nur einen Kreislauf W-G-W für das Produkt des selbständigen Warenproduzenten, wie auch für das Kapital. Noch mehr, auch zwischen diesem und dem einfachen Austauschprozess W-W gibt es für ihn keinen prinzipiellen Unterschied. Die schroffe Scheidung zwischen Produktionsprozess, wo der Wert entsteht, und Zirkulationsprozess, wo der Wert nur umgesetzt wird, seine Formen nur wechselt, fällt bei Ricardo überhaupt weg.[2] Jedes Produkt kann nach Ricardo, dank seiner von uns oben geschilderten Ansicht über produktive Arbeit, in jedem Stadium seines Lebenslaufs seinen Wert vergrössern durch die auf dasselbe neu verausgabte Arbeit des Transporteurs, Buchhalters, Gross- und Kleinhändlers, wenn solche Arbeit nur in normaler Weise verwendet wird. Das Wachstum des Wertes befindet sich somit im unaufhörlichen Prozesse, bis das Produkt in den Bereich der Konsumtion gerät.

Auch für Marx bekommt das Geld diese Form nur, weil es schon früher Ware, wie alle andere, war, und das Geld muss ebenfalls, wie alles andere, seinen vollen Wert enthalten. Aber anderseits bekommt nach ihm die Ware Geld ein besonderes gesellschaftliches Monopol, nämlich dass alle Werte in ihm ausgedrückt werden. « Als absolut veräusserliche Ware » bekommt sie die Funktion der gesellschaftlichen Aequivalentform. Daher muss jedes Gut ideell und real diese Form annehmen, sich in

[1] Grundgesetze, p. 259.

[2] Vergl. über die verschiedenen Geldbegriffe bei den Kanonisten, den Merkantilisten und den Physiokraten Prof. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, B. I, 1902, p. 126—128, 155/57 und 366/69.

Geld verwandeln. Wenn für den Kreislauf der Ware diese Metamorphose der Ware in Geld nur die vermittelnde Zwischenstufe ist, so wird sie doch für den Kreislauf des Kapitals — wie wir schon wissen — der Ausgangspunkt und Endzweck der Bewegung. Wir haben nicht nötig, hier die Marxschen Ansichten zu wiederholen. Der Leser findet das alles in unserer Darstellung der Marxschen Werttheorie. Man braucht nur an die Marxschen Untersuchungen auf diesem Gebiete zu erinnern, um die ungeheure Distanz zwischen Ricardo und Marx und die totale Verschiedenheit ihrer hierher gehörenden Untersuchungen einzusehen.

Die Einteilung des Kapitals. Marx kennt eine doppelte Teilung des Kapitals. 1. Die Einteilung in konstantes und variables Kapital. Diese dient ihm als Wegweiser bei Bestimmung und Feststellung der Mehrwertrate. Ricardo, als Arbeitstheoretiker, operiert tatsächlich mit dieser Teilung, aber, wie öfter, hat er auch hier keine Formulierung dieser Begriffe gegeben, vielleicht selber diese nicht klar eingesehen. 2. Die Teilung in «fixes» und «zirkulierendes», womit Marx bei der Berechnung des kapitalistischen «Kostpreises» operiert. Diese deckt sich vollständig mit der Teilung in «stehendes» und «umlaufendes» Kapital, welche Ricardo von Smith übernommen hat.

Mehrwert, Profit. Ricardo hat noch keine Ahnung von der epochemachenden Bedeutung, die die Entwicklung des Begriffes «Mehrwert» und seiner Rolle haben kann. Auch den *Namen* Mehrwert kennt Ricardo noch nicht, obgleich tatsächlich sein «Gewinn» nichts anderes ist, als der «Profit» bei Marx, nämlich unbezahlte Arbeit, Mehrwert, berechnet auf das ganze vorgeschossene Kapital. Und nicht nur über die Entstehung des Profits, sondern auch darin sind unsere beiden Verfasser der gleichen Ansicht, dass der Gewinn auf das ganze vorgeschossene Kapital der Unternehmung berechnet wird; ferner, dass unter normalen Verhältnissen bei Existenz einer entwickelten kapitalistischen Produktionsweise zwischen den Einzelunternehmern einer und derselben Produktionssphäre, sowie auch zwischen den verschiedenen Produktionssphären eine gleiche Höhe des Gewinns, oder eine «allgemeine gleiche Profitrate» herrschen muss. Die bewegende Kraft, welche diese Gleichheit der Ge-

winne herbeiführt, ist für beide die Konkurrenz zwischen den Kapitalisten. Wenn ferner bei Ricardo, wie bei Marx der Gewinn sich in Unternehmergewinn und Zins tatsächlich spaltet, so kennt doch Ricardo die schroffe, prinzipielle Unterscheidung dieser beiden Teile des Gewinns, wie sie später von Marx formuliert worden ist, nicht. Die Rente ist, ebenfalls für beide gleich, ein Surplusprofit, Überschuss über den gewöhnlichen Gewinn, der dank den monopolisierten Vorteilen entsteht. Eine prinzipielle Differenz stellt sich bei beiden Verfassern heraus wegen des kommerziellen Profits. Nach Marx sind alle kommerziellen Auslagen, in Arbeit und Kapital, sowie auch der ganze kommerzielle Profit nur Zirkulationskosten, Abzug vom Wert. Nach Ricardo aber ist jede Verausgabung von Arbeit produktiv, und daher entsteht ein Teil des kommerziellen Profits durch die in dieser Sphäre verausgabte und verwendete Arbeit.

Preis und Wert. Wir wissen, dass für unsere beiden Verfasser der Wert der Güter gleich der in ihnen verausgabten Arbeit ist. Wir wissen aber auch, dass die Existenz einer « allgemeinen Profitrate » eine Verschiebung mit sich führt und, dass dadurch die Waren nicht zu ihren eigentlichen Werten verkauft werden. Massgebend werden nach unseren beiden Verfassern für die Bestimmung des gegenseitigen Austauschverhältnisses der Einzelwaren die Auslagen in Kapital plus dem Durchschnittsprofit auf das vorgeschossene Kapital. Der so entstandene Preis wird von Ricardo bezeichnet als « natürlicher Preis », von Marx — als « Produktionspreis ». Ausser demselben kennen unsere Verfasser noch einen Marktpreis, der zeitweise von dem obigen abweichen kann. Darin sind also unsere beiden Verfasser übereinstimmend. Sie gehen aber auseinander in der Frage, welche Art von Unternehmung als die gesellschaftlich normale, preisbestimmende, betrachtet werden darf? Für Ricardo « wird der Tauschwert aller Güter bestimmt . . . . durch die Arbeitsmenge, welche . . . notwendig auf deren Hervorbringung von derjenigen verwendet wird, die . . . mit der Hervorbringung unter den ungünstigsten Verhältnissen fortfahren. Man versteht unter diesen ungünstigsten Verhältnissen jene, unter welchen der notwendige Bedarf an Erzeugnissen es gebietet, die Hervorbringungsarbeiten

fortzusetzen.»[1] Dagegen meint Marx, der Marktwert sei ein Durchschnittswert, zusammengesetzt aus verschiedenen Werten, die unter verschiedenen Bedingungen hervorgebracht sind. Es gehen in den Durchschnitt also die unter den günstigeren, wie auch unter den ungünstigsten Bedingungen hervorgebrachten Werte hinein; aber nur in Ausnahmefällen bestimmen die unter den schlechtesten oder besten Bedingungen hervorgebrachten Werte den Marktwert. Gewöhnlich, normalerweise gleichen sich beide Extreme aus, «so dass der Durchschnittswert der . . . . Waren gleich dem Wert der der mittleren Masse angehörigen Waren»[2] ist, und solchem Durchschnittswerte ist der Marktwert gleich.

Aus diesem Differenzpunkte folgt, dass nach Ricardo die Existenz eines Surplusprofits — ein Begriff, welcher der Sache nach beiden Verfassern bekannt ist — eine öftere Erscheinung ist als nach Marx, denn nach Ricardo müssen auch die unter mittleren Bedingungen angelegten Kapitale einen höheren Profit, als der Durchschnittsprofit, geben, einen extra Surplusprofit abwerfen.

Arbeitslohn. Unsere beiden Verfasser gehen schroff auseinander in ihren Ansichten über das Bevölkerungswesen. Der eine, Ricardo, ist ein begeisterter Anhänger der Malthusschen Lehre, der andere — Marx — ein entschiedener Gegner derselben; doch, von verschiedenen Prämissen ausgehend, kommen sie dennoch beide zu denselben Schlussfolgerungen in der Frage des Arbeitslohnes. Der Arbeitslohn ist für sie nur ein Teil des durch die Arbeit geschaffenen Wertes. Er hält sich bei normalen Zuständen und für lange Dauer stets auf einer Höhe, nämlich gleich dem Existenzminimum. Ein solcher Arbeitslohn ist für Ricardo «der natürliche Preis der Arbeit». «Der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, welcher notwendig ist, um die Arbeiter, einen mit dem andern, in Stand zu setzen, zu bestehen und ihr Geschlecht fortzupflanzen, ohne Vermehrung oder Verminderung.»[3] Nur, wie öfter, so auch hier, fehlt bei Ricardo die klare Formulierung und Analyse der Begriffe, hier nämlich

[1] Grundgesetze, p. 46.
[2] Kapital, B. III, 1. T., p. 161.
[3] Grundgesetze, p. 67.

der Unterschied zwischen schon verausgabter Arbeit und Arbeitskraft, was zu vielen Missverständnissen geführt hat.

Für Marx enthält ein solcher Lohn den vollen Wert der Arbeitskraft, die er klar von verausgabter Arbeit unterscheidet. «Der Wert der Arbeitskraft, gleich dem jeder anderen Ware, ist bestimmt durch die zur Produktion also Reproduktion dieses spezifischen Artikels notwendigen Arbeitszeit.»[1] «Er löst sich auf in dem Wert einer bestimmten Summe von Lebensmitteln.»[2]

Kleinere Abweichungen kommen auch hier vor. Schon darin, dass für Ricardo das Lohngesetz ein «natürliches Gesetz» ist, für Marx aber nur eiu historisches Gesetz der kapitalistischen Ordnung, liegt eine Quelle von Abweichungen in der beiderseitigen Beurteilung dieses Gesetzes. Ferner soll zwar für längere Zeit der Lohn nach Beiden weder über noch unter seinem «natürlichen» Stande, dem Existenzminimum, normalerweise stehen können. Jedoch kann er nach Marx auch unter demselben, auch fortwährend, stehen und zwar durch den Druck der Reservearmee. Anderseits aber ist das Existenzminimum selbst nach Marx eine variable Kategorie, welche sich entsprechend der Kulturentwicklung bewegt und verändert. Ricardo aber fasst die Erscheinungen hier, wie überall, in ihrem starren, stabilen Zustande. Existiert somit im Grossen und Ganzen Übereinstimmung zwischen unseren Verfassern über die Frage der Belohnung und der Existenz der Arbeiter, so gehen sie sich doch völlig auseinander in der Frage, wegen der Exploitation der Kräfte des Arbeiters.

Ricardo hat für diese Frage kein Interesse. Auf welche Weise der Arbeiter zu seinem Existenzminimum kommt, bleibt ihm gleichgültig. Da er für den absoluten Wert wenig Interesse hat, blieb für ihn das Gebiet der Beziehungen zwischen Kapitalisten- und Arbeiterklasse eine ganz unbekannte, unerforschte Sphäre. Unter der Suggestion des Bevölkerungsgesetzes einerseits und des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrage anderseits, hat Ricardo das Grundgesetz der Verteilung aufgestellt, nach welchem der Anteil der Grundbesitzer, die Rente, das unaufhörliche Streben hat zum Steigen, der Gewinn — zum Fallen,

[1] Kapital, B. III, p. 147.
[2] Ibid. B. III, p. 149.

und der Arbeitslohn auf einem Stand, « dem natürlichen Preise », sich zu halten. Er hat aber ganz ausser Acht gelassen, dass für einen und denselben Lohn ganz verschiedene Leistungen abgegeben werden können, dass durch Vergrösserung der Exploitation, durch Verlängerung des Arbeitstages oder der Steigerung der Intensität der Arbeit, der Anteil des Arbeiters sinkt, seine Lage sich verschlimmert und der Lohn auf indirektem Wege *unter* das Existenzminimum herabgedrückt wird. Und noch einen wichtigen Umstand hat er nicht bemerkt: die immer wachsende Heranziehung der Frauen und Kinder zur arbeitenden Bevölkerung. Da dadurch das Existenzminimum nunmehr von mehreren Mitgliedern der Familie herausgeschlagen wird, so bedeutet es doch in Wirklichkeit eine Verschlechterung der Lage der Arbeiter, eine Herabsetzung des Arbeitslohnes.

Umgekehrt liegt für Marx hier ein Gebiet für die grössten und schönsten Leistungen. Mit erstaunlicher Virtuosität hat Marx alle Schlupfwinkel der kapitalistischen Exploitation der Arbeiter aufgedeckt. Deshalb konnte er zugleich mit dem Gesetze der fallenden Profitrate (ähnlich dem Ricardoschen Gesetze, obgleich aus anderen Prämissen gezogen) noch ein — für den ersten Augenblick ihm entgegengesetztes — Gesetz der steigenden Mehrwertsrate begründen.

Die bisherige Untersuchung der Einzelpunkte und Hauptfragen der beiden Werttheorien hat uns den Beweis geliefert, wie mannigfaltig und kompliziert das Verhältnis dieser beiden Werttheorien zu einander ist. Jede Einzelfrage stellt hier bei genauerer Parallele ein buntes Bild von Übereinstimmungs- und Differenzpunkten, von Verknüpfungen, Schattierungen und Nuancen aller Art. Einmal sind Prinzip und Ausgangspunkt bei beiden gleich, die Konsequenzen aber verschieden; ein anderes Mal sind die Resultate gleich, wenngleich Ausgangspunkt, ja der Begriff selbst verschieden verstanden wird. Ein drittes Mal kommt volle Übereinstimmung in Allem, nur nicht in der Begründung.

Wenn wir nun zu einem allgemeinen, generellen Urteile über diese Frage emporsteigen wollen, so steht für uns vor allem eins klar: die von uns in der Einleitung skizzierten, einander entgegengesetzten, extremen Meinungen können nicht richtig und zutreffend sein.

Es ist falsch, zu behaupten, die Marxsche Werttheorie sei der Ricardoschen «entgegengesetzt» oder «nur in Einzelheiten bestehe zwischen ihnen Übereinstimmung».

In Wirklichkeit steht Marx in seiner Werttheorie ganz auf den Schultern Ricardos. Der Ausgangspunkt, die Grundlinien, das Resultat, sind bei beiden auffallend ähnlich. Die Arbeit als Grundlage des Wertes, die Spaltung des Wertes in Wert und Mehrwert, oder die Teilung in Arbeitslohn und Gewinn — was auf dasselbe hinauskommt —; die Existenz einer allgemeinen gleichen Gewinnhöhe oder Profitrate, und als deren Folge die Bestimmung der Preise nach den Kapitalauslagen plus durchschnittlichem Gewinnsatze. Sind denn alle diese Hauptübereinstimmungspunkte der beiden Theorien — von unzähligen minderwichtigen schon nicht zu sprechen — nur «Einzelheiten»? Wo sind denn diejenigen massgebenden Punkte der Werttheorie, in welchen Marx Ricardo sich «entgegengesetzt» hat? Wahrlich, wenn man dies gegenseitige Verhältnis beider Theorien nur in den Grundzügen, nur aus der Vogelschau betrachtet, wird man eher geneigt sein müssen, die Differenzen und Abweichungen zu verkennen, als die Ähnlichkeit und geistige Wahlverwandtschaft beider abzuleugnen.

Aber es ist auch anderseits nicht minder falsch, wenn man sich durch diese Übereinstimmungen verleiten lässt, die grossen Differenzpunkte zu übersehen; wenn man die Originalität und Selbständigkeit der Marxschen Werttheorie zu verneinen sucht; wenn man von Marx als «dem treuen Schüler Ricardos» spricht, der «wenig wesentliches hinzugefügt hat»; oder wenn man behauptet, dass «Marx nirgends von den Schablonen der klassischen Ökonomisten abgewichen ist». Wir haben ja gesehen, dass es fast keine einzige Frage gibt, in welcher Marx irgendwie «von den Schablonen» nicht abweicht, dass es ganze grosse Gebiete gab, deren Boden er einer ganz neuen Bearbeitung und Bebauung unterzogen hat, auch solche, die er mit einer Untersuchung zum erstenmal befruchtet hat.

Die unzähligen Abweichungen und Differenzpunkte zwischen der Ricardoschen und der Marxschen Werttheorie können auf vier Hauptpunkte, als ihre Ursachen, zurückgeführt werden.

1. Die Verschiedenheit in den Gesichtspunkten, von welchen unsere beiden Verfasser die Werterscheinungen betrachten, und behandeln. In unserer Kritik der Ricardoschen Werttheorie haben wir die Frage ausführlicher behandelt und nachgewiesen, welche Fülle von Irrtümern, Unklarheiten und falschen Schlüssen in derselben sich angesammelt hat, weil Ricardo in dem Abschnitt vom Werte sich auf den Standpunkt der einzelnen individuellen Wirtschaft gestellt, und die Werterscheinungen nur individualistisch betrachtet hat. Wir haben auch gefunden, dass eine weitere Entwicklung der Arbeitswerttheorie zur Voraussetzung eine Änderung des Standpunktes haben musste. Das hat auch Marx getan. Mit klarem Blick und voller Konsequenz hat er, den individual-wirtschaftlichen Gesichtspunkt verlassend, die Untersuchung vom allgemein-volkswirtschaftlichen, gesellschaftlichen Standpunkte aufgenommen und durchgeführt. Daher ist es ihm auch gelungen, viele Widersprüche zu lösen und Schein von Sein öfter zu scheiden.

2. Die Verschiedenheit in der Behandlung des absoluten Wertes. Der zweite grosse Mangel der Ricardoschen Werttheorie, die Vernachlässigung des absoluten Wertes, ist von Marx auf glänzendste Art gut gemacht worden. Es war ja von vorneherein klar, dass es für eine objektive Wertlehre, wie die Arbeitstheorie, prinzipwidrig, falsch war, die Grundlage, den Produktionsprozess des Wertes so oberflächlich, so ungenügend zu behandeln, wie es Ricardo getan hat. Indem Marx den Produktionsprozess des Kapitals als Grundaufgabe aufgenommen hat, öffnete sich für ihn ein ungeheures neues Untersuchungsfeld, auf dem die Befestigung und volle Entwicklung der Prinzipien des Arbeitswertes durchzuführen möglich war. Hier liegen ja die grössten Leistungen und Verdienste von Marx; seine Ausführungen strotzen von neuen, originellen und glänzenden Gedanken. Dies alles nicht einsehen, heisst die Gegenstände mit verschlossenen oder blinden Augen ansehen.

3. Der Mangel von historischem Sinn bei Ricardo, seine starre Logik gegenüber der biegsamen historisch-evolutionistischen und dialektischen Behandlung der Probleme.

4. Die Marx eigentümliche, orginelle Geldtheorie und die daraus entstandene Verschiedenheit in ihren Ansichten über den

Begriff des Kapitals. Dadurch, dass Marx das ganze gesellschaftliche Kapital durch Geld filtriert, dass er es von Geld ausgehen und zu Geld zurückkehren lässt, entstand eine Reihe von prinzipiellen und fundamentalen Abweichungen zwischen seiner Werttheorie und der Ricardos. So entstand bei ihm die besondere Formel für den Kreislauf des Kapitals, die schroffe Teilung in Produktions- und Zirkulationsprozess, die Teilung der Arbeit in produktive (während des Produktionsprozesses) und unproduktive (während des Zirkulationsprozesses). Dann der ganze zweite Band des «Kapitals», vom Umschlag des Kapitals.

Und noch eins kommt hinzu, wodurch eine Quelle von Verschiedenheiten aller Art in der Behandlung der wissenschaftlichen Frage sich herausstellen musste. Dies ist die geistige Verschiedenheit beider Männer. Ricardo strebt immer schnurstracks zu seinem Hauptziel, kümmert sich wenig um die Details, um die praktischen Tatsachen, gibt sich nicht die Mühe einer präzisen, klaren Formulierung der Begriffe, mit denen er operiert. Marx dagegen, immer scharf und schroff formulierend, arbeitet sich nur schwierig, langsam vorwärts, zu seinem Ziel durch. Auf seinem Wege folgt ihm stets eine Fülle von wissenschaftlichen Hülfsmitteln: logische Analyse, dialektische Kunstgriffe, historische Exkursionen. Dazu noch die Umständlichkeit und die Durchdringung bis in die kleinsten Details. Dies alles bewirkt, dass gleiche Gedanken bei beiden Männern eine ganz verschiedene Form und ein verschiedenes Aussehen bekommen.

Unser Urteil lässt sich nun kurz zusammenfassen. Marx ist ganz bestimmt ein direkter Nachfolger Ricardos in der Ausarbeitung und Entwicklung der Arbeitswerttheorie. Seine Werttheorie stammt in gleicher Linie von der Ricardoschen ab. Von derselben ist Marx ausgegangen, ihre Grundpfeiler und Bausteine hat er in seine Theorie teils unverändert, teils in umgestalteter Form herübergenommen und verwendet. Man kann sicher sagen: ohne Ricardosche Werttheorie wäre keine Marxsche möglich. Aber man muss auch anderseits unumwunden zugeben, dass die Marxsche Werttheorie keine neue Auflage der Ricardoschen ist, sondern eine ganz selbständige, originelle Schöpfung eines grossen, selbständigen, genialen Geistes. Wir haben gesehen,

welche Vorzüge die Marxsche Werttheorie vor der Ricardoschen hat, Vorzüge von grossartiger, höchst wichtiger, prinzipieller Bedeutung. Und wenn die Ricardosche Werttheorie eine Epoche in dem Entwicklungsprozesse des Arbeitswertprinzips zu einer wissenschaftlich-begründeten Theorie ausmacht, so macht die Marxsche Werttheorie eine zweite Epoche in derselben Geschichte aus. In dieser Epoche, in dieser Phase der Entwicklung der Arbeitstheorie stehen wir noch jetzt, denn in der Marxschen Werttheorie gipfelt der bisher erreichte Zustand derselben.

«Da Ricardo als Vollender der klassischen politischen Ökonomie die Bestimmung des Tauschwertes durch die Arbeitszeit am reichsten formuliert und entwickelt hat, konzentriert sich auf ihm natürlich die von ökonomischer Seite erhobene Polemik», so schrieb Marx einst.[1] Die Lage hat sich aber unterdessen geändert. «Der Strom des Objektivismus mündet im ökonomischen System von Marx.»[2] «Der Auseinandersetzung mit Marx kann heute kein volkswirtschaftlicher Theoretiker entgehen,»[3] so heisst die Parole gegenwärtig.

Die Kritik der Marxschen Werttheorie verschmelzt sich somit bei den Gegnern mit der Kritik des gegenwärtigen Zustandes der Arbeitswerttheorie und des Prinzipes des Arbeitswertes überhaupt zu einer einzigen und einheitlichen Aufgabe. Wie wird diese dreifache Aufgabe von ihnen behandelt und durchgeführt? Was haben sie gegen die Marxsche Werttheorie und gegen die Arbeitswerttheorie überhaupt einzuwenden? Und wie weit sind ihre Einwände und Kritik berechtigt und stichhaltig? Die Beantwortung dieser Fragen und Behandlung dieser interessanten und lehrreichen Aufgabe behalten wir uns für die nächste Zukunft vor.

---

[1] Zur Kritik, p. 44.

[2] Prof. Sombart, Brauns Archiv, 1894, B. VII, p. 591.

[3] Lange, Marx als volkswirtschaftlicher Theoretiker. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, III. F., B. XIV, p. 541.

